



Haus am Baum

Wohn · Zeit · Raum



Die Zeitkapseln

studiwerk 



Haus am Baum

Wohn · Zeit · Raum

Die Zeitkapseln



RheinlandPfalz

MINISTERIUM DER FINANZEN

Förderung durch das Land Rheinland-Pfalz

Das Projekt wird vom Land Rheinland-Pfalz mit Mitteln aus dem Förderprogramm „Experimenteller Wohnungs- und Städtebau (ExWoSt)“ anteilig gefördert.

Sehr geehrte Herren und Damen, liebe Leser und Leserinnen,

Rheinland-Pfalz ist ein Land mit reichem kulturellem Erbe und großem Innovationspotential. Das Studierendenwerk Trier verbindet beide Eigenschaften im Kulturprojekt „Wohn.Zeit.Raum“ zu einem stimmigen Ganzen. Auf innovative Art und Weise werden die Besonderheiten des Ortes mit zukunftsweisender Architektur und hoher Lebensqualität kombiniert. Der Ihnen vorliegende Katalog beruht auf Forschungsergebnissen zu fast 200 Artefakten des Kulturprojektes, die dank der intensiven Arbeit von Studierenden der Universität Trier nun präsentiert werden können. Ermöglicht wurde das baubegleitende Forschungsvorhaben durch Fördermittel des Landes aus dem Programm „Experimenteller Wohnungs- und Städtebau“.

Neben den vielen helfenden Händen gilt unser Dank vor allem dem Kustos der Graphischen Sammlung des Fachs Kunstgeschichte der Universität Trier, Dr. Stephan Brakensiek. Seit der ersten Stunde begleitet er das Projekt mit seiner wissenschaftlichen Expertise. Die sehr ansprechend aufbereitete Zusammenstellung verbindet die zukünftigen Bewohner und Bewohnerinnen des Trierer Martinsklosters sowie des „Haus am Baum“ in origineller Weise mit der ereignisreichen Geschichte dieser Orte. Darüber freuen wir uns sehr.

Wir danken allen Beteiligten für Ihren leidenschaftlichen Einsatz und wünschen allen Mietern und Mieterinnen viel Freude und spannende Einblicke bei der Betrachtung Ihrer Zeitkapseln!



Malu Dreyer
Ministerpräsidentin von Rheinland-Pfalz



Doris Ahnen
Staatsministerin der Finanzen



Malu Dreyer
Ministerpräsidentin von Rheinland-Pfalz



Doris Ahnen
Staatsministerin der Finanzen

„Auf eine perfekte Weise ist die Stadt Trier ein Museum.“

Damit ist nichts Neues gesagt. Ob sie die freundliche Vorder- oder die düstere Rückseite zeigt, sie ist auch reich an intellektuellen Schnörkeln, manchen Kapricen und Exkursen versehen, von Caesar Konstantin, der von 306 bis 316 von Trier das westliche Europa regierte, bis Karl Marx.“

(Walter Henkels, Karl Marx, eine Trierer Delikatesse, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 21.12. 1972.)

Gemeinhin werden Zeitkapseln mit der Grundsteinlegung eines neuen Gebäudes für die Nachwelt hinterlegt als ein Vermächtnis; sie sind Hinterlassenschaften der Gegenwart und Vergangenheit sowie Botschaft für die Zukunft.

Schon die mythenumwobene Gründungslegende des Martinsklosters lässt erahnen, dass Geschichte und ihren Relikten in dieser Stadt eine herausragende Bedeutung zugemessen wird. Die Zeitkapseln legen von dieser Wertschätzung Zeugnis ab. Nicht im Verborgenen, sondern prominent präsentiert für die jungen Bewohner des Hauses wird eine über 2000-jährige Historie anschaulich und begreifbar. Die Mischung macht den Reiz der Präsentation aus: Alltägliche Hinterlassenschaften finden sich in Nachbarschaft zu musealen Objekten, private Anschauung und öffentliche Verlautbarung ergänzen sich aufs engste. Es wird Bezug genommen zu wichtigen Epochen der Stadtgeschichte ebenso wie zu Besonderheiten des Benediktinerordens an diesem Ort und als Hort der Gelehrsamkeit. Dass Antike und frühes Christentum die Stadt bis heute prägen, ist schon bei einem Spaziergang durch Trier nicht zu übersehen; aber auch nachfolgende Epochen finden angemessene Beachtung in den Zeitkapseln: Kurfürstentum, französische Epoche, preußische Zeit, die Katastrophe zweier Weltkriege und die Stadt in der Nachkriegszeit und Gegenwart. Beim Betreten und Verlassen des Gebäudes durchqueren BesucherInnen und BewohnerInnen das Foyer, in dem ein taktiler Zeitstrahl, ein virtuelles Skriptorium, ein anmutiges Service der hiesigen Porzellanmanufaktur sowie dramatische Dialoge den Ort als einen historisch bedeutsamen erkennbar werden lassen.

Die umgebende Mosellandschaft als touristische Attraktion, die Nähe zu Luxemburg, Belgien und Frankreich, all das macht Trier zu einer Stadt mit internationalem Flair. Zum Selbstverständnis gehören die Hochschulen unbedingt dazu als Stätten der Innovation, Forschung und Kreativität. Studentisches Leben prägte über lange Phasen seit 1473 das städtische Leben. Mit dem Wohnbereich Martinskloster und dem Haus am Baum wird ein neues Kapitel studentischen Wohnens aufgeschlagen, Kulturdenkmal und Naturdenkmal gehen in einem zukunftsweisenden Gesamtkonzept eine völlig neue Verbindung ein. Die Geschichtsvergessenheit studentischer Wohnsilos der Vergangenheit wird abgelöst durch ein Konzept, das Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit aufs anschaulichste verbindet.



Dr. Elisabeth Dühr
Direktorin Stadtmuseum Simeonstift Trier
Vorsitzende Museumsverband Rheinland-Pfalz

Vorwort

Fünf Köpfe, ein Baum – Die Verwaltungsratsperspektive



Das Projekt „Haus am Baum“ war und ist – insbesondere in der Kombination mit der Generalsanierung des Martinsklosters – auch für den Verwaltungsrat des Studiwerkes Trier eine Herausforderung. So ist es Aufgabe dieses Gremiums, die Arbeit der Geschäftsführung kritisch, konstruktiv und kompetent zu begleiten und wichtige Weichenstellungen vorzunehmen. Gestatten Sie mir als ehemaligem Vorsitzenden des Gremiums daher, einige Meilensteine des Wohn-Projektes und die im Verwaltungsrat (kurz: VWR) dafür verantwortlichen Köpfe kurz Revue passieren zu lassen.

Professor Kihm bringt im Rahmen der obligatorischen Projekt- und Finanzplanung im Oktober 2011 die Frage auf, ob angesichts der Brandschutzanforderungen und des (auch) dadurch notwendigen Sanierungsbedarfs ein Neubau des Studierendenwohnheims „Haus am Baum“ bei gleichzeitiger Generalsanierung des historischen Martinsklosters nicht die wirtschaftlichste Lösung sei – diese Frage wird Ende 2011 von Architektenseite bejaht. Die sich anschließenden Abstimmungen mit der Stadt ziehen sich bis Ende 2015, dann kann der grundsätzliche Beschluss für einen Neubau in Holzhybridbauweise gefasst werden. Ende 2015 scheidet Herr Professor Kihm aus dem VWR aus.

Seine Nachfolgerin im Amt, Frau Professor Möller, kann im Dezember 2016 noch nicht auf eine positiv beschiedene Bauvoranfrage zurückgreifen, es erfolgt aber der Beschluss, das Projekt im freihändigen Vergabeverfahren weiterzubetreiben. Das Planungsteam bewerkstelligt die notwendigen Vorarbeiten, um GU-Ausschreibung, Abrissbeauftragung und Baugenehmigungsverfahren schnellstmöglich einzuleiten. Im Laufe dieser Arbeiten stellt sich heraus, dass die angestrebte (Teil-)Finanzierung durch die ISB an die Durchführung eines europaweiten Wettbewerbes geknüpft ist. Der Beschluss hierzu – der die bisherigen Vorplanungen weitestgehend obsolet macht – ergeht im März 2018.

Im November 2018 liegt dem VWR unter der zwischenzeitlichen Leitung von Herrn Professor Künkler nun die positiv beschiedene Bauvoranfrage vor und das Planungsbüro Stein-Hemmes-Wirtz geht als Sieger aus dem Gestaltungswettbewerb hervor.

Ich hatte die Ehre, dieses Projekt von Anfang 2019 bis Ende 2021 als Vorsitzender des VWR in seiner „heißen Phase“ zu begleiten und die für ein solches Millionen-Projekt nicht unüblichen kleineren und größeren Schwierigkeiten mit dem Gremium bewältigen zu helfen. Dabei bewährte sich die umsichtige Arbeit des Geschäftsführers, der mit Herrn Hardt (Projektsteuerer), Herrn Hemmes (Baudokumentation und -überwachung) und dem Generalunternehmer Weiler-Bau ein schlagkräftiges Team rekrutieren konnte, um die anspruchsvollen Planungs- und Bautätigkeiten zu stemmen. Dass Corona alle Beteiligten vor besondere Herausforderungen gestellt hat, die diese mit Bravour gemeistert haben, soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden.

Seit 2022 sieht der VWR unter der Leitung von Herrn Professor te Heesen der Vollendung der Bauarbeiten entgegen.

Wenn die Studierenden zum Wintersemester 2022/23 nun die neuen Räumlichkeiten beziehen können, finden sie ein wirkliches Wohlfühlpaket vor. Nicht nur, dass die Zimmer hohen, wenn nichts höchsten Ansprüchen an Wohnqualität gerecht werden, auch ist es dem Geschäftsführer Andreas Wagner gelungen, die Besonderheiten des Ortes zu erhalten und zu gestalterischen Highlights des Ensembles zu machen. Natürlich blieb das Naturdenkmal in Form der namensgebenden jahrhundertealten Blutbuche unversehrt (was das Bauen nicht gerade vereinfacht hat), auch wurden zahlreiche Artefakte des historischen Martinsklosters gesichert und – kunsthistorisch kommentiert – im Haus ausgestellt, ergänzt um weitere historische Kleinode, die in Form von Zeitkapseln die Historie des Ortes und der Stadt Trier nachzeichnen.

Ich kann daher den künftigen Studierenden, die in diesen Räumlichkeiten ihre Studienzeit verbringen dürfen, ein in vielerlei Hinsicht anregendes Ambiente versprechen, in dem sie ihre Studien in einem historisch wertvollen und überaus kreativ und liebevoll eingerichteten Umfeld betreiben können. Möge es ihre Studien beflügeln.

Es war mir eine Ehre, am Gelingen dieses Vorzeigeprojektes „Haus am Baum / Martinskloster“ mitwirken zu dürfen.

Prof. Dr. Matthias Wolz im Juni 2022

Vorwort

Am Areal des Martinsklosters in Trier lässt sich nachvollziehen, was Nachhaltigkeit bedeuten kann: Es hat eine lange, gut dokumentierte Baugeschichte, die gesichert bis ins frühe Mittelalter zurückreicht. Nicht zuletzt seit den Grabungen der Landesarchäologie zur Vorbereitung der Arbeiten am neuen Studierendenwohnheim wissen wir, was in Trier nicht überraschen kann: Die Römer waren vorher auch schon da. Wo vor fast zweitausend Jahren auf einer Insel an einem Seitenarm der Mosel Boote mit Getreide für die Bewohner der Stadt entladen wurden, stand später eine mittelalterliche Klosteranlage. Von dieser ist das stadtbildprägende Wohngebäude entlang der Moseluferstraße verblieben, das auch heute noch genutzt wird. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich das äußere Erscheinungsbild und einzelne Nutzungen zwar immer wieder geändert, doch immer war das Ensemble belebt, bewohnt und nachhaltig in Gebrauch: bis heute und durch das neue „Haus am Baum“ auch in absehbarer Zukunft.

Das städtebauliche Konzept sah vor, das neue Studierendenwohnheim im „Fußabdruck“ der früheren Bebauung zu errichten und damit den Charakter des Ensembles wieder zu beleben, welches sich um einen attraktiven Innenhof mit einem der schönsten Bäume der Stadt gruppierte: Einer imposanten Blutbuche, die wohl schon einige Jahrhunderte Trierer Stadtgeschichte miterlebt hat. Dieses Naturdenkmal prägt das Gesamtbild so dominant, dass der Arbeitstitel „Haus am Baum“ sich für das neue Gebäude geradezu aufdrängte.

Der Neubau nimmt die Baufluchten der ehemaligen Klosterkirche entlang der Ausoniusstraße und des früheren Kreuzgangs mit Dormitorium auf. Die Gebäudehöhen sind dem bestehenden, das Gesamtbild prägenden und denkmalgeschützten Altbau angepasst und sorgen für eine behutsame städtebauliche Einbindung. Der attraktive Innenhof, eine grüne Oase rund um den Baum, wurde rund erneuert und bleibt in seiner Funktion erhalten. Was dem Ensemble früher fehlte, ein einladender Eingang mit Orientierung zur Stadt, wurde neu geschaffen und bildet nicht nur den ersten Anlauf- und Orientierungspunkt für Besucher, sondern bietet auch den Platz für das Foyer-Museum, das auf vielfältige Weise über die wechselvolle Geschichte des Ortes Zeugnis ablegt. In dezentraler Form setzt sich die Ausstellung mittels einer Zeitkapsel in jede einzelne „Studibude“ fort.

Mit dem „Haus am Baum“ wurden 110 barrierefreie Studierenden-Appartments geschaffen. 12 davon sind darüber hinaus rollstuhlgerecht gestaltet. Das großzügige, zweigeschossige Foyer, die Flure und die verglasten Gemeinschaftsräume in den Obergeschossen, „Etaliers“ genannt, orientieren sich zum Innenhof und inszenieren den Baum zu jeder Jahreszeit als zentralen Blickfang.

Das „Haus am Baum“ wurde in einer Holz-Hybridbauweise errichtet, das heißt in einer gemischten Bauweise mit Außenwänden in Holztafelbauweise und Decken als Holz-Betonverbund, zum Teil mit sichtbaren Holz-Deckenuntersichten. Damit werden die Vorteile des zeitgemäßen Holzbaus, insbesondere die Verwendung eines nachwachsenden, natürlichen Baumaterials, mit den Vorteilen des Betonbaus, wie zum Beispiel effizienten Lösungen von Brandschutz- und Schallschutzanforderungen, verbunden. Der hohe Vorfertigungsgrad wirkte sich, im Anschluss an eine ausführliche und gewissenhafte Planungsphase aller Beteiligten, positiv auf die Bauzeit aus. Aufmerksame Beobachter könnten darüber gestaunt haben, wie schnell das Gebäude vor Ort tatsächlich in die Höhe wuchs. Das Holzcluster Rheinland-Pfalz unterstützte die innovative und nachhaltige Bauweise mit einer Förderung von 100.000 €.

Energetisch wurde das Gebäude im hochwertigen KfW 40-Standard konzipiert. Die neue Heizzentrale, die im Kern aus einem Blockheizkraftwerk besteht, versorgt auch den parallel modernisierten Klosterbau. Die der Sonne zugewandten Dachflächen wurden großflächig mit Photovoltaikanlagen ausgestattet. Für die kontrollierte Lüftung der Räume sorgen dezentrale Lüftungsgeräte, die Energieersparnis mit frischer Luft und „guter Atmosphäre“ in allen Räumen verbindet; eine Luft-Wasserwärmepumpe rundet das komplexe Energiesystem ab.

Zu guter Letzt werden nicht nur für die zweibeinigen, sondern auch für die geflügelten Bewohner des Martinsklosters einige neue „Appartements“ geschaffen: Nistkästen für Zaunkönig, Amsel und Co werden rund um den Baum an der Fassade angeordnet und bieten diesen einen neuen Wohnort an bester Adresse.

Wir hoffen, mit einer Architektur, die Bezug zur baulichen Vergangenheit aufnimmt und gleichzeitig nachhaltig in die Zukunft weist, einen angemessenen Rahmen nicht nur für das Leben der Studierenden, sondern auch für die spannende Ausstellung geschaffen zu haben.

Unser herzlicher Dank gilt allen, die an dieser Aufgabe tatkräftig und kooperativ mitgewirkt haben.

Thomas Hemmes
Architekten Stein Hemmes Wirtz



Duo-Editorial zum Artefakte-Katalog und dem Haus-am-Baum-Foyer

Liebe Leserinnen und Leser, liebe Besucherinnen und Besucher,

das Haus am Baum ist kein Museum; gleiches gilt für das generalsanierte Martinskloster. Beides sind Wohnanlagen für Studierende. Ihr vornehmstes Ziel ist es jungen Menschen ein sorgenfreies Studium zu ermöglichen – zumindest was die Sorge um das Dach über dem Kopf betrifft...

Das alte und das neue Haus können dies wohl zu Recht für sich beanspruchen. Sie bieten ihren Bewohnerinnen und Bewohnern preiswerte Unterkünfte, die sich um einen Innenhof gruppieren, der wohl zu den schönsten Stadt-Oasen Triers zählt. Die Appartements im Kloster und die im Holz-Hybrid-Bau haben jeweils ihren ganz eigenen Charme: Hier historisch-kultig, dort avantgarde-bequem. Egal ob links oder rechts vom Baumdenkmal: Die Studibuden sind optimal zum „leben – lesen – lachen“.

Was beide Gebäude zusätzlich vereint, ist eine besondere Zeitkapsel in jedem einzelnen Zimmer. Darin enthalten jeweils ein Artefakt, das in weiterer oder engerer Verbindung zu den 1.900 Jahren Orts-Geschichte(n) steht – jenes Ortes am Trierer Moselufer, vis-a-vis der Pferde-Insel, der nachweislich seit der frühen Römerzeit ununterbrochen wohnlich genutzt wird.

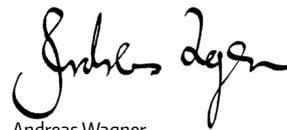
Und weil die Dinge eben doch nicht selbst oder wenn nur zu einigen wenigen Insidern „sprechen“, „übersetzt“ eine kunstvolle Illustrierung zu jedem einzelnen Artefakt auf der Innenseite der jeweiligen Wohnungstür, was es darüber zu berichten gibt – ergänzt um einige immer wissenswerte und manchmal amüsante, oft erstaunliche historische Fakten oder Anekdoten. Diese fast 200 „Berichte“ wurden über viele Jahre von einigen Generationen von Kunstgeschichte-Studierenden unter der Leitung von Dr. Brakensiek zusammengetragen und schlussendlich im vorliegenden doppelbändigen Katalog

versammelt. Es haben also Studis für Studis Einblicke in die sonst wohl verborgen gebliebene Geschichte geöffnet und auf vorliegende laien- und lesefreundliche Art dokumentiert.

Diesen Gedanken greift der zentrale Ausstellungsraum im Haupteingang der Wohnanlage nahtlos auf und präsentiert als „Foyer-Museum“ weitere erlebenswerte Artefakte sowie das ein oder andere Informationsmedium.

So gesehen sind das Haus am Baum und das Martinskloster dann doch vielleicht auch ein wenig ein Museum.

Ich freue mich Sie als LeserIn dieses untypischen Kataloges und als BesucherIn dieses außergewöhnlichen Ortes begrüßen zu können. Lesen und schauen Sie herein – Sie sind herzlich willkommen!



Andreas Wagner
Geschäftsführer, Co-Autor und Bauherr



Ein Dank von A bis Z

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

ein Jahrzehnt Planungs- und Bauphase unseres Doppelbauprojektes auf dem Klostergelände am Moselufer bedeuten auch 10 Jahre Unterstützung, Zusammenarbeit und Hilfe von einer Vielzahl von engagierten Menschen.

Daher an dieser Stelle der Versuch den vielen WohltäterInnen den geschuldeten Dank dafür in alphabetischer Reihenfolge abzustatten. Wie wohl ich befürchte, dass die oder der ein oder andere AkteurIn mir doch im Laufe der Zeit entfallen sein könnte, was ich sehr bedauere.

Daher vorab den hier unbenannten FreundInnen und Freunden vom „Haus am Baum“ und der Generalsanierung des Martinsklosters ein herzliches Dankeschön!

A Ahnen, Doris

(Finanzministerin, Rheinland-Pfalz)

Unserer Finanzministerin gebührt stellvertretend für das Land Rheinland-Pfalz Dank für die finanzielle Unterstützung unserer beiden Bauprojekte in Form der ISB-Darlehen, der gewährten Fördermittel aus dem experimentellen Wohnung- und Städtebau (ExWoSt) und den Zuschuss des Holzclusters Rheinland-Pfalz.

B Billen, Manfred

(Leiter Rechnungswesen, Studiwerk Trier)

Mein langjähriger, geschätzter Vertreter hat in sehr früher Phase die Zahlen für dieses Millionenprojekt in der für ihn typischen ebenso souveränen wie entspannten Manier „geebnet“.

Bockius, Ronald, Dr.

(Hauptkonservator und Leiter des Kompetenzbereichs Antike Schifffahrt, Römerschiffmuseum Mainz)

Zu unserer großen Freude erhielten wir dank der Vermittlung des Trierer Römerschiff-Forschers Prof. Schäfer von Dr. Bockius ein Römerschiff-Artefakt aus dem Mainzer Spezialmuseum, das die Brücke zum römischen Hafen vis-a-vis des römischen Vorgängerbaus des Klosters schlägt.

Böcking, Konrad

(Baumschutz)

Renitente Baggerfahrer und ignorante Monteure machten die prägende Erfahrung des furchtlosen Auftretens unseres engagierten Baumschützers. Wer in der Hektik des Baualltags unserer Rotbuche zu nahe kam, wurde so schnell und wirksam in die Schranken verwiesen. Baum und Bauherr danken dafür.

Brakensiek, Stephan, Dr.

(Kustos der Graphischen Sammlung der Universität Trier)

Ohne seine vieljährige, engagierte Projektbegleitung und -entwicklung wäre unser Modellprojekt der kulturell künstlerischen Vermittlungsarbeit „Wohn.Zeit.Raum“ nicht möglich gewesen. Sein fachlicher und kreativer Input und das Betreuen der vielen Katalog-Redakteurinnen waren sehr hilfreich; hart an der Sache ausgefochtene Meinungsverschiedenheiten inklusive.

C Clemens, Lukas, Prof.

(Fachbereich Geschichte, Universität Trier)

Alleine erleben zu dürfen, mit welcher Expertise und Leichtigkeit er uns bei der Bestimmung der lokalen Artefakte zur Hand ging, wäre einen großen Dank wert. Die daraus resultierenden wichtigen Inputs für unsere Katalogtexte sind es allemal.

D Dinkheller, Jürgen

(Geschäftsführender Gesellschafter, Baugrundinstitut Franke-Meißner)

Als uns die Menge und die Vielzahl der Altlasten im Abbruchgebäude des Vorgängerbaus vom Haus am Baum über den Kopf zu wachsen drohten, nahte mit ihm (und seinem Kollegen Clemens Herbst) unverzichtbare Rat und Hilfe herbei; was uns wieder „auf die Spur“ brachte und den erfolgreichen Abriss ermöglichte.

Dühr, Elisabeth, Dr.

(Direktorin des Stadtmuseums Simeonstift Trier, Vorsitzende des rheinland-pfälzischen Museumverbandes und Mitglied im Verwaltungsrat des Studiwerks)

Kaum jemand hat in so vielfältigen Funktionen und unterschiedlicher Art und Weise die Baumaßnahmen und das Kulturprojekt ebenso wohlwollend wie engagiert begleitet. Ihre beherzte Projektunterstützung als Gremiumsmitglied, Türöffnerin, Vorwort-Autorin und vielem anderen mehr gipfelt in der Überlassung eines atemberaubend schönen Porzellanservice aus der Manufaktur des Martinsklosters als Dauerleihgabe.

Dunkel, Dagmar, Dr.

(Anwältin, ELC-Rechtsanwälte)

Durchweg „unfallfrei“ abgewickelte, komplexe Vergabeverfahren – teilweise in Millionenhöhe – legen ein beredtes Zeugnis der anwaltlichen Expertise ab.

E Embach, Michael, Prof. Dr.

(Ltd. Direktor der Wissenschaftlichen Bibliothek und des Stadtarchivs Trier)

Unser langjähriger DiMiDo-Partner öffnete uns die Türen zum Allerheiligsten des Stadtarchivs, präsentierte mehr als tausend Jahre alte Schätze der ottonischen Buchkunst, die dereinst im Skriptorium des Martinsklosters erschaffen wurden und ermöglichte uns die Erstellung und Weitergabe der Digitalisate.

F Fugger von dem Rech, Simone, Dr.

(Trierer Stadtarchivarin)

Dank ihrer zupackenden Unterstützung konnten wir unter anderem vollständig in die jüngere Baugeschichte des Kloster eintauchen und so auch das Geheimnis des Erkers lüften.

Frey, Andrea, Dr.

(Leiterin Investitions- und Strukturbank Rheinland-Pfalz)

Die intensive Zusammenarbeit mit ihr und ihren KollegInnen bei der Zusammenstellung der durchaus anspruchsvollen Antragsunterlagen und die anschließende Kooperation rund um den Vertragsabschluss der ISB-Baukredite waren von großer Freundlichkeit und Unterstützungsbereitschaft geprägt; dafür danken wir vielmals.

G Götz, Tobias

(Geschäftsführer der Pirmin Junk Deutschland GmbH)

Sein außergewöhnlich profunder Sach- und Fachverstand rund um die Fragen der Holzkonstruktion waren für die Planung des „Haus am Baum“ ein ganz entscheidender Erfolgsfaktor. Die Auszeichnung des Holzcluster Rheinland-Pfalz für „seine“ Deckenkonstruktion bestätigt die Qualität dieser Expertise.

H Hardt, Peter

(Mit-Inhaber des Architekturbüros Weltzel und Hardt und Doppel-Projektsteuerer)

Ohne diesen Mann der ersten Stunde wäre der erfolgreiche Abschluss der beiden Großbauprojekte nicht gelungen. Ruhig, versiert, effizient und mit komplett lösungsorientiertem Pragmatismus ausgestattet, war er dem Bauherrn stets zur Stelle, besonders dann, wenn „Not am Mann“ war. Dabei war ihm wiederum seine rechte Hand, Thorsten Schreiber, in jeder Weise als Frontmann an der Baustelle ebenbürtig.

Haubrich, Uwe

(Abrissunternehmer)

Unerschütterlich und allen Schadstoffen zum Trotz wurde der 70er Jahre Bau durch ihn fachgerecht und resolut in seine Bestandteile zerlegt bzw. final zu Schotter vermahlen und als Drainagematerial für den Neubau vor Ort und Stelle recycelt.

Hemmes, Thomas

(Mit-Inhaber Architekturbüro Stein-Hemmes-Wirtz)

Im Anschluss an die planerische Meisterarbeit seines Kollegen Hans-Josef Stein übernahm er das Zeppter der Planer vor Ort an der Baustelle und absolvierte die „künstlerische Bauleitung“ (ja, das ist tatsächlich der Fachbegriff dafür) durchaus zupackend und ungekünstelt, um im professionell-fairen Miteinander mit unserem Generalunternehmer das Beste für das Haus an der Baustelle herauszuholen. Seine präzisen und informativen Baustellenbegehungsberichte suchen ihresgleichen.

Heß, Thomas

(Umweltministerium Rheinland-Pfalz, Referat Erneuerbare Energien, Cluster Forst und Holz)

Es ist durchaus nicht üblich und deswegen umso bemerkenswerter mit wie viel Herzblut und Umsetzungswille sich ein Landesbediensteter für ein Förderprojekt begeistern kann – so wird dann ein sonst üblicher Weise eher zäh und nervenaufreibender Antragsprozess zum wertschätzenden Miteinander.

Hoffmann, Corinna

(Design-Studentin der Hochschule Trier)

Die alte Managerweisheit „Talent zeigt sich früh“ hat wohl selten so gut gepasst, wie in diesem Fall. Noch mitten im Studium stehend hat Frau Hoffmann mit zielsicherer und gradliniger Konzeption dem Design vom Haus am Baum das sympathische und signifikante Gesicht gegeben. Das nebenher noch eine kleine und überaus feine Briefmarkenserie entstand, war für die angehende Design-Könnerin dann eher auch so etwas wie eine Fingerübung.

Hupe, Joachim, Dr.

(Direktion Landesarchäologie, Leiter der Außenstelle)

Es war ein von einer gemeinsamen archäologischen Neugier getragenes Miteinander, das in dieser Qualität wohl sein Gleiches sucht und durch ein beständiges gemeinsames Suchen und Finden von Lösungen geprägt war. Die profunden Beiträge von Dr. Hupe zu diesem Katalog sind darüber hinaus ein wertvolles Geschenk für unser Projekt.

Ignatius, Maaß

(Abt des Benediktinerklosters St. Matthias in Trier)

Von Herzen Danke für das benediktinische Löffel-Artefakt aus dem Kloster St. Matthias und die Segenswünsche.

Kolz, Johannes

(Comic-Künstler, Autor, Agentur-Inhaber)

Zu den Dingen, die man sich nicht wirklich kaufen kann, gehören wohl die in Kür-Manier entstandenen graphische Beiträge des omni-begabten Trierer Comic-Künstlers. Der in unserem Fall einen bislang gänzlich unbekannt und abgründig originell-komischen Blick auf das (aller) erste Zusammentreffen des heiligen Martins mit dem frierenden Bettler wirft...

Kolz, Paula, Dr.

(Trier Tourismus und Marketing GmbH, Marketing)

Mit ihr gelingt das Ausspinnen und Fortentwickeln von Ideen und Konzepten ebenso quantensprungartig wie mühelos. Das Foyer-Museum hat ihren Beiträgen bzgl. seiner Barrierefreiheit einiges zu verdanken.

Kühn, Andreas

(Referent Bauen + Wohnen, Finanzministerium)

Sein Entgegenkommen, Verständnis und Wohlwollen vereinfachten die Abwicklung des ISB-Darlehens und der ExWoSt-Förderung spürbar; vielen Dank dafür.

Langner, Manfred

(Intendant Theater Trier)

Seine einladende Bereitschaft uns bei der Produktion der „dramatischen Monologe“ umfassend zu unterstützen, machte die Umsetzung dieses Projekt erst möglich und zeigt, wie weit Di-Mi-Do-Kooperationswille führen kann.

Ledwig, Christopher, Prof. Dipl. Des.

(Fachrichtungsleiter Kommunikationsdesign Hochschule Trier)

Hätte uns das am Ende der Baumaßnahme leider „auf Kante genähte“ Sanierungsgeschehen nicht einen Strich durch die sehr kreativen und kunstvollen Gedanken gemacht, hätten wir das Kloster in nie dagewesen Art und Weis illuminiert. Was aber meinen Dank für die grandiose Vorarbeit in keiner Weise schmälert; wer weiß was daraus noch wird ;-)

Leidecker, Helmut

(Trierer, Autor, Schauspieler, Künstler)

Ob vor dem Greenscreen im Studiokeller des Stadtheaters in seiner Rolle als Schankwirt oder als Autor des wie immer feinsinnigen und originellen Trierisch-Gedicht zum Martinskloster, Helmut Leidecker ist immer auf dem Punkt, immer unverwechselbar und immer herzerwärmend. Dafür Dir, lieber Helmut: Vile Merci!

Mayer, Katja

(Abteilungsleiterin Zentrale Vergabe, Studiwerk)

Wie wohl aus guten Gründen davon abgeraten wird im vollen Galopp umzusatteln, absolvierte Frau Mayer das Manöver (als wir an dieser Stelle raschen Ersatz brauchten) völlig fehlerlos und stand mir als Bauherr über viele Monate in der „wildesten“ Projektphase souverän zur Seite; nicht ohne ihre sonstigen Aufgaben ebenfalls zu erledigen. Diese Einsatz- und Leistungsbereitschaft verdient ein ausdrückliches Lob an dieser Stelle.

Mentges, Michael

(Sicherheits- und GESundheitsKOordination)

Quasi permanente Baustellenpräsenz, klare und lösungsorientierte Begehungsprotokolle, respektierter Projektbeteiligter, das sind die Eigenschaften, die Herrn Mentges als SIGEKO kenn- und auszeichneten.

Müller, Phillip Matthias

(Theater Trier, Dramaturgie, stellv. Leitung Schauspiel)

Bei Dir, lieber Philip, waren meine Texte der dramatischen Monologe in den allerbesten Händen. Wie Du die Dreharbeiten, Maske, Kostüm und das Briefing der Akteure orchestriert, verdient ein wirklich dickes Lob.

Müller, Arndt

(Vorstand, Stadtwerke Trier)

Wenn tausende Tonnen Bauschutt binnen Tagesfrist ein „Asyl“ benötigen, weil sonst der Abriss stockt, ist es gut mit Arndt Müller jemand auf seiner Kontaktliste zu haben, der auf Lösung programmiert ist. Er und sein Kollege Christian Reichert organisierten in Windeseile eine günstig gelegene Industriebrache, auf der unser Bauschutt einige Tage geparkt werden konnte und somit der fristgemäße Abbruch möglich wurde. Besenreine Rückgabe inklusive; ist doch Ehrensache.

Müller-Hüsgen, Rosemarie

(Katalog-Autorin, Projektdokumentation Wohn.Zeit.Raum)

Unser Kulturprojekt profitierte in vielfacher Weise von ihrer Projekt-Verbundenheit und großen Berufs- und Lebenserfahrung.

N Neubert, Rainer

(Trierischer Volksfreund, Redakteur)

Dass die Berichterstattung der Trierer Lokalzeitung über unser Doppelbauprojekt rückblickend einem bebilderten Bautagebuch gleicht, verdanken wir seiner sachverständigen redaktionellen Begleitung gepaart mit einer großen Projekt-Affinität.

Nöhl, Markus

(Stadt Trier, Kulturdezernent)

Ob Gestaltungswettbewerb oder Club Jona, der ehemalige Trierer Uni-Student und heutige Dezernent steht unserem Großbauprojekt treu und tatkräftig zur Seite.

P Pohlmeier, Hannsjörg

(Holzbau-Cluster Rheinland-Pfalz)

Unsere gemeinsame Leidenschaft für den Idealbaustoff Holz bildet die Basis für ein wirklich jederzeit bereicherndes und angenehmes Miteinander; unbezahlbare Ratschläge eines Holzbau-Verstehers par excellence inklusive.

R Reinart, Bettina

(Abteilungsleiterin Wohnen, Studiwerk)

Ich kenne niemanden, der das studentische Wohnen in so vielschichtiger und tiefgehender Art und Weise durchdrungen hat, wie Kollegin Reinart. Entsprechend wertvoll waren ihre ungezählten Beiträge zu unserem Großbauprojekt, das übrigens nur wegen ihrer klugen Weitsicht zum parallelen Doppelprojekt wurde, weil sie sehr frühzeitig die Vorteile einer parallelen Bearbeitung gesehen hat – auch wenn die Latte dadurch sportlich hoch gelegt wurde.

Roderich, Klaus

(Aufsichts- und Dienstleistungsdirektion Trier)

Die Gelassenheit mit der er unsere (coronabedingten) Aufschübe der ExWoSt-Antragsunterlagen positiv beschieden hat, ist dankenswert.

Roman-Müller, Horst, Prof. Dipl-Ing

(Wettbewerb-Berater)

Seine Unterstützung und Zuarbeit war insbesondere beim europaweiten Architektenwettbewerb inklusive vorgeschalteter Präqualifikation absolut notwendig zum fehlerfreien Gelingen dieser langwierigen und von Formalien gespickten Prozeduren, die letztendlich auch dank seines Zutuns völlig fehler- und einspruchsfrei über die Bühne gingen.

Rudek, Samira

(Studentin der Kunstgeschichte, Universität Trier)

Stellvertretend für die vielen Katalogautorinnen vor ihr (ja, das studentische Redaktionsteam war eine reine Frauen-Angelegenheit) danke ich für die Recherche- und Textarbeit, aus der im Wesentlichen der vorliegende Katalog resultiert.

S Sommer-Radke, Silvia

(Fachanwältin für Bau- und Architektenrecht, König Rechtsanwälte)

Immer wenn es an der Baustelle „juristisch“ wurde, war Frau Sommer-Radke in Windeseile zur Stelle und brachte sich versachlichend und lösungsorientiert ein und half manch drohende Klippe unfallfrei zu umsegeln.

Schneider, Ingo, Diplom-Designer (FH)

(Marco Nottar Werbeagentur)

Sein „Federstrich“ durchweht das Bauprojekt in Gänze. Ob Video-Animation, ob Zeitstrahl oder Kapsel-Gestaltung, Ingo Schneider hat auch bei diesem Projekt seine Klasse bewiesen und dem Studiwerk ein weiteres Mal eine unverwechselbare, klare und sympathische Optik verpasst. Seine Artefakte-Illustrationen dürfen als Krönung seines bisherigen Schaffens gelten; das – mein lieber Ingo – ist ein wahrer Geniestreich geworden.

T Teuber, Sven

(Mitglied im Trierer Stadtrat und im Mainzer Landtag)

In seiner Doppelrolle passte er hervorragend zu unserer Doppelbaustelle und zeichnete sich durch eine konstante und interessierte Begleitung des Vorhabens aus, was regelmäßig in der Vermittlung von hilfreichen Kontakten bzw. Herbeiführung von Lösungen mündete.

Thull, Andreas

(Fotograf der Kunstgeschichte, Universität Trier)

Sein professioneller Blick (durch die Linse) auf die Dinge sorgt für die gleichbleibende und einladende Ästhetik der Artefakte-Fotos dieses Kataloges.

W Wachten, Kunibert, Prof.

(Vorsitzender der Jury des Architekturwettbewerbes für das „Haus am Baum“)

Einen kompletten Tag arbeitete die breit und kompetent besetzte Jury unter seiner souveränen und zurückhaltenden Leitung die Wettbewerbsbeiträge im großen Saal der Werkkunstschule objektiv und systematisch durch, um dann am Ende auch dank seiner klugen Argumentation einen – wie wir heute ganz genau wissen – rundum gelungenen Entwurf auf das Schild zu heben.

Weishaar, Manfred

(NABU Region Trier)

Dafür, dass die befiederten Mitbewohner im Innenhof des Martinsklosters ebenfalls eine adäquate Bleibe finden, sorgte die passgenaue Nistkastenberatung von Herrn Weishaar, für die ich herzlich danke.

Wolz, Matthias, Prof. Dr rer pol

(Inhaber des Lehrstuhls für Rechnungswesen und Wirtschaftsprüfung an der Universität Trier und Vorsitzender des Verwaltungsrats des Studierendenwerkes 2018 bis 2022)

Welch eine schöne Fügung, dass es in seinem Fall zum vielzitierten „last but not least“ kommt. Die Schlachten, die ich als bauverantwortlicher Geschäftsführer mit ihm an meiner Seite, während der schweißtreibenden Phase des Doppelbauprojektes, gefochten und überstanden habe, sind ungezählt. Wir hatten in diesen zahlreichen, spielentscheidenden Momenten auch weder Nerv noch Zeit an deren Dokumentation zu denken. Hauptsache uns beide verbindet die Erinnerung an jede einzelne. Darum, Dir lieber Matthias, an dieser Stelle mein abschließender und tief empfundener Dank für eine Ehrenamtsleistung, die weit über das hinausgeht, was an mancher Stelle hauptberuflich geleistet wird. Du hast Dich in außergewöhnlicher Weise um die Generalsanierung des Martinsklosters und den Neubau vom Haus am Baum verdient gemacht.

Trier, im Juni 2022

Andreas Wagner
Geschäftsführer

Das Martinskloster

Ein kurzer Streifzug durch seine Geschichte und Erforschung

Dr. Joachim Hupe

Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz
Direktion Landesarchäologie, Außenstelle Trier
Rheinisches Landesmuseum Trier



Abb. 1 Abtei St. Martin, Ansicht von Westen. Ölgemälde eines unbekanntes Künstlers, wohl um 1800. Rheinisches Landesmuseum Trier, Inv. 1979,9 (Foto: Th. Zühmer, RLM Trier).

Topographie des Fundplatzes

Wer heute an der verkehrsreichen Moseluferstraße steht und auf den historischen Flügel des Studentenwohnheims „Martinskloster“ blickt, dem wird es schwerfallen, sich vorzustellen, dass sich an diesem Ort einmal eine altherwürdige Klosteranlage befand. Die ehemalige Abtei St. Martin, eine der vier Benediktinerabteien Triers, durchlebte eine rund 1200 Jahre währende, überaus wechselvolle Geschichte.

Ein Ölgemälde aus der Zeit um 1800 [Abb. 1] zeigt den vor der Stadtmauer gelegenen Klosterkomplex von Westen kurz vor dem Abbruch. Das Bild dominiert der stattliche Westflügel mit seiner zur Mosel gerichteten Schauseite, der 1626 in den Bauformen der Spätrenaissance errichtet worden war. Es ist der einzige Gebäudeteil, der dem Abbruch 1804 im Zuge der Säkularisation der geistlichen Besitztümer entgangen ist. An der Südseite befand sich die dreischiffige Klosterkirche mit zwei flankierenden Türmen an der Chorseite. Bei genauerer Betrachtung des Gemäldes findet man direkt rechts neben der Kirche die noch heute markante Kreuzigungsgruppe angedeutet. Diese Gruppe war 1498 von Adelheid von Besselich, der großen Gönnerin der trierischen Kirchen, dem Martinskloster gestiftet worden. Das spätgotische Original des Kalvarienberges überdauerte die Wirren der französischen Besetzungen Triers weitgehend unbeschadet und wurde erst 1968 durch die heutige Kopie ersetzt (Original zurzeit in der Kirche St. Paulus).

An die Nordseite der Kirche schloss sich der Kreuzgang mit den dahinterliegenden zweigeschossigen Konvents- und Klausurgebäuden an. Im Bereich der offenen Hof-

fläche, des Kreuzganggartens, steht heute eine prächtige Blutbuche. Das Alter dieses als Naturdenkmal eingestuftes Baumes wird von Experten auf etwa 200 Jahre beziffert. Er fehlt auf dem Gemälde, ebenso wie auf anderen Ansichten des Klosters aus der Zeit um 1800. Nördlich an den Kreuzgang grenzte ein weiterer Hof, der Wirtschaftshof der Abtei, mit den im Bildhintergrund sichtbaren Ökonomiegebäuden. Die Innenhoffläche des heutigen Studentenwohnheims entspricht etwa derjenigen der beiden vormaligen Hofareale der Abtei.

Der Abtei vorgelagert war die sog. Martinsmühle. Die 1463 als Steinbau mit zwei Türmen von der Stadt Trier errichtete Mühle wurde 1876 mit Ausnahme des Untergeschosses niedergelegt. Ihr Unterbau ist heute von der mehrspurigen Moseluferstraße überdeckt.

An der Südseite der Kirche bewegt sich ein Pferdefuhrwerk auf einer Chaussee in Richtung auf ein im Bildhintergrund erkennbares Stadttor zu, das als „Martinspforte“ bereits für das 13. Jahrhundert urkundlich belegt ist. Der dargestellten Wegführung folgt etwa die heutige Ausoniusstraße. An der Moselseite ist ein kleiner Durchlass in der Ufermauer erkennbar. Über diese sog. Wasserpforte gelangte man ans Moselufer und die vorgelagerte Mühle.

Südlich der Chaussee schloss sich, von einer Mauer umgrenzt, der parkähnlich angelegte Klostergarten von St. Martin an. Er erstreckte sich vom Moselufer bis an die Stadtmauer.

Die Anfänge von Kirche und Kloster in der schriftlichen Überlieferung

Die Ursprünge der Klosterniederlassung liegen im Dunkel einer legendenhaften hagiographischen Überlieferung: Die eigene Tradition des Klosters, die allerdings erst für das Jahr 1514 schriftlich bezeugt ist, führt die Kirchengründung auf den hl. Martin, Bischof von Tours (gest. 397 n. Chr.), und damit in spätrömische Zeit, zurück. Der hl. Martin habe demnach bei einem Aufenthalt in Trier (385 n. Chr.) auf dem Anwesen des Prokonsuls Tetradius, dem späteren Ort des Martinsklosters, eine Heiligkreuzkirche geweiht. Tetradius hatte zuvor - unter dem Eindruck der wundersamen Heilung seines Dieners (minister) durch den Heiligen - sein vor der Stadt gelegenes Haus dem hl. Martin übergeben, das daraufhin in eine Kirche umgewandelt worden sei.

Der Glaubwürdigkeit der späten Klostertradition steht jedoch entgegen, dass der spätantike Biograph des hl. Martin, Sulpicius Severus (um 363-420/25 n. Chr.), als Zeitgenosse, der den Bischof zudem persönlich kannte, zwar die Heilung des Sklaven im Haus des *vir proconsularis* Tetradius schildert (Sulp. Sev. 17,1-4), aber von einer Kirchengründung nichts weiß. Überdies fehlt jeglicher Hinweis, wo das Haus (*domus*) des Tetradius in der Stadt Trier gelegen hat.

Auf festeren Grund treten wir erst mit der Überlieferung zum Trierer Bischof Magnerich (566 bis nach 587 n. Chr.): Magnerich, ein großer Verehrer des hl. Martin von Tours, habe an der Stelle der inzwischen verfallenen Heiligkreuzkirche eine Martinskirche gegründet. In dieser Kirche sei Magnerich später auch beigesetzt worden. Dies berichten Eberwin, Abt von St. Martin, in seiner um 1018-1036 niedergeschriebenen Vita des Magnerich und in modifizierter Form auch spätere Quellen.

Die außerstädtische Lage der Kirche lässt vermuten, dass mit der Kirchengründung auch die Ansiedlung einer Klerikergemeinschaft verbunden war. Spätestens für das 9. Jahrhundert ist im Kloster St. Martin ein Mönchsconvent nach den Regeln des hl. Benedikt von Nursia anzunehmen, das als etablierte Benediktinerabtei im 10. Jahrhundert in der urkundlichen Überlieferung klarere Konturen gewinnt.

In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts erfolgt ein offenbar grundlegender Neubau der Klosterkirche nach einem Brand. Die Arbeiten dürften mit einer urkundlich belegten Altarweihe in der Krypta durch Erzbischof Egilbert 1097 n. Chr. ihren Abschluss erfahren haben. Diese Kirche des 11. Jahrhunderts ist im Kern der dreischiffige Bau, der auf bildlichen Darstellungen der frühen Neuzeit und als flüchtiger Grundriss auf einem französischen Kupferstich vom Ende des 17. Jahrhunderts dokumentiert ist.

Die Wurzeln des Martinsklosters aus archäologischer Sicht

Friedrich Kutzbach (1873-1942), der sich als Stadtkonservator um die Denkmalpflege in Trier hochverdient gemacht hat, leistete auch in St. Martin Pionierarbeit. 1934 führte er erste Sondagen im Bereich der abgebrochenen Klosterkirche durch. Auf der Basis der Ergebnisse und unter Heranziehung bildlicher Quellen der frühen Neuzeit legte er einen ersten Rekonstruktionsplan der Kirche des 11. Jahrhunderts vor. Bei seinen Schürfgrabungen stieß er am westlichen Ende des nördlichen Seitenschiffs auf Bestattungen in spätrömischen Sandsteinsarkophagen. Schon Kutzbach erkannte, dass diese Sarkophage im Kircheninneren ein abgebrochenes älteres Gebäude überlagerten. Der betreffende Bereich wurde 1943 etwas großflächiger aufgedeckt, als ein Außenzugang in den historischen Keller unter dem Kloster-Westflügel geschaffen wurde, um diesen als Luftschutzkeller herzurichten. Die begleitenden Grabungen des Rheinischen Landesmuseums ließen erkennen, dass sich unter dem nördlichen Seitenschiff und dem Hauptschiff der romanischen Kirche Mauerreste eines spätantiken Gebäudes (spätes 3.-4. Jh. n. Chr.) erstreckten. Erfasst wurde ein in Nord-Süd-Richtung etwa 8 m breiter Raum, dessen Länge nach Westen unbekannt ist. In einer zweiten Bauphase war das Mauerwerk des spätrömischen Gebäudes niedergelegt worden, mit Ausnahme der Nordmauer, die nach Osten verlängert und später in den romanischen Kirchenbau einbezogen wurde. Mit dem Umbau ging eine Nutzung als Bestattungsplatz einher: Es wurden spätrömische Sarkophage eingebracht, in denen in der Folgezeit immer wieder Bestattungen vorgenommen wurden. Womöglich setzte dieser Prozess schon an der Wende vom 4. zum 5. Jahrhundert ein, wie der Fund einer kerbschnittverzierten Schnalle in einem der Gräber nahelegt. Das Terrain diente fortan einer spätantik-früh-



Abb. 2 Kirche St. Martin. Vierpassfibel des 7. Jahrhunderts. Bronze, Goldblech mit Einlagen aus Glas, Perlen und Perlmutter-scheiben. Die Gewandspange stammt aus dem Grab eines Kindes, das einen Goldohrring trug und in einem golddurchwirkten Mantel beigesetzt wurde. Rheinisches Landesmuseum Trier, Inv. 1943,4a (Foto: Th. Zühmer, RLM Trier).

mittelalterlichen städtischen Oberschicht als Begräbnisstätte [Abb. 2].

Der Archäologe Kurt Böhner (1914-2007), der die Grabungsergebnisse 1949 vorlegte, deutete die spätantiken Baureste als Teile einer suburbanen, also vorstädtischen Villa. Den Grabungsbefund verknüpfte er mit der Klostertradition der Tetradius-Schenkung und folgerte, dass die Überlieferung von der Umwandlung eines Wohnhauses in eine Kirche an der Wende vom 4. zum 5. Jahrhundert einen historischen Kern berge. Spätere Autoren folgten seiner Deutung.

Diese Sichtweise wurde allerdings in jüngerer Zeit vom trierischen Bistumsarchäologen Winfried Weber in Frage gestellt. Weber machte darauf aufmerksam, dass bei den Grabungen von 1943 für das spätantike Gebäude kein Estrich nachgewiesen wurde. Ihm zufolge seien die Baureste nicht als Teil eines Wohngebäudes, sondern eher als Coemeterialbau, das heißt als spätantike Begräbnishalle, vergleichbar der Anlage unter St. Maximin, anzusehen.

Bau des Studentenwohnheims „Martinsklster“

1971-73

Die Frage nach der Existenz einer villa suburbana und das Problem einer mutmaßlich spätantik-frühchristlichen Kirchengründung hätten wahrscheinlich abschließend geklärt werden können, wenn die Errichtung eines Studentenwohnheims auf dem Areal des ehemaligen Martinsklster zu Beginn der 1970er Jahre systematisch archäologisch begleitet worden wäre. Die umfangreichen Bauausschachtungen für die Keller des Neubaus erfolgten nahezu ohne Beteiligung der Archäologen des Rheinischen Landesmuseums Trier.

Einzig der Städtischen Denkmalpflege in der Person von Rainer Thelen werden wichtige bauhistorische Beobachtungen zur Abteikirche und den Klostergebäuden verdankt. So konnte Thelen unter anderem nachweisen, dass die romanische Kirche des 11. Jahrhunderts mit einer kreuzförmigen Krypta ausgestattet gewesen war.

Archäologische Grabungen im Vorfeld des Wohnheimneubaus 2021

Die Entscheidung, das bisherige Wohnheim nach rund 50 Jahren durch einen Neubau zu ersetzen, bedingte präventive Ausgrabungen auf dem Gelände, die von der Trägerin der Baumaßnahme, dem Studierendenwerk Trier, gefördert wurden. Es war geplant, das neue Wohnheim weitgehend auf der Fläche des unterkellerten Vorgängerbaus zu errichten. Lediglich an der Südseite sollte der Neubau gegenüber dem Grundriss des Altbaus vortreten.

Die archäologischen Untersuchungen erfolgten in zwei Abschnitten: einem ersten Abschnitt von September bis November 2019 vor Beginn der Abrissarbeiten und einem zweiten von November 2020 bis Februar 2021 nach erfolgter Niederlegung des Studentenheims. Durch die Kelleranlagen des Wohnheims waren weite Bereiche der Klosterkirche und der anschließenden Klostergebäude in den frühen 1970er Jahren zerstört worden. Einzig das südliche Seitenschiff der Kirche, das außerhalb der Wohnheimsfläche lag, und der westliche Teil des Hauptschiffs, in dem das Wohnheim weniger tief in den Boden eingegriffen hatte, wurden unter besseren Erhaltungsbedingungen vorgefunden.

zenem Besatz beigesetzt worden. Daneben bot die Klosterkirche jedoch auch Raum für die Bestattung von Laien, wie unter anderem am Grab eines Kleinkindes ablesbar war. Des Weiteren wurde im Außengelände des Klosters, östlich der Kirchenapsis, ein Friedhof nachgewiesen.

Für die Frage der Ursprünge und der Vorgängerbebauung am Ort des Martinsklsters konnten wichtige Erkenntnisse gewonnen werden [Abb. 3]: Unter den Fundamenten des südlichen Seitenschiffs der romanischen Kirche des 11. Jahrhunderts wurden römische Mauern eines größeren Gebäudes nachgewiesen, von dem Reste eines Korridors und eines Kellers aufgedeckt wurden. Das zugehörige Fundmaterial (Keramik, Lampen, Fibel u.a.) weist darauf hin, dass die Siedlungsaktivitäten mindestens bis in die Zeit um 100 n. Chr. zurückreichten. Sie belegen nunmehr eindeutig die Existenz einer vorstädtischen Villa am Ort des späteren Martinsklsters – und dies bereits vor dem um 170 n. Chr. erfolgten Bau der römischen Stadtmauer. Die ungewöhnliche Lage dieser Villa im direkten Vorfeld des befestigten römischen Stadtareals wird dadurch verständlicher, dass zum Zeitpunkt ihrer Errichtung die besiedelte Stadfläche noch nicht so weit nach Norden gereicht hat.

Die Orientierung des Gebäudes weicht gegenüber der romanischen Kirche und dem nördlich gelegenen spätantiken Bau etwas ab. Es gehörte offensichtlich zu einer älteren Phase der römischen Villenanlage, ohne baulichen Bezug zur spätantik-frühmittelalterlichen Kirchengründung.

Im Rahmen der Grabungen des ersten Bauabschnittes von 2019 konnten im Südschiff der romanischen Kirche verschiedene frühneuzeitliche Umbauten festgestellt werden. Hierzu gehörte die Einrichtung einer kleinen Kapelle mit einem Außenzugang von der Südseite, für die der Kirchenfußboden auf Souterrainniveau abgesenkt worden war. Im Bereich der Ostapsis des Seitenschiffs [Abb. 4] wurden noch Reste eines kloster-



Abb. 3 Kirche St. Martin (Grabung 2020-21). Blick nach Osten durch das südliche Seitenschiff mit einem wiederverwendeten römischen Sandsteinsarkophag im Vordergrund. Zwischen den Kirchenmauern und von diesen überlagert sind die Grundmauern eines römischen Gebäudes mit abweichender Orientierung zu erkennen (Foto: E. Glansdorp. RLM Trier, Digi-EV 2019,292/176).



Abb. 4 Kirche St. Martin (Grabung 2019). Apsisbereich des südlichen Seitenschiffs mit angebaute Sakristei (Foto: Th. Jürgens. RLM Trier, Digi-EV 2019,292/66).

Im Kircheninneren konnten noch 11 klosterzeitliche Bestattungen in Originallage dokumentiert werden. Zwei von ihnen waren in wiederverwendeten spätrömischen Sandsteinsarkophagen, weitere in Holzsärgen beigesetzt worden. Zudem wurden Gräber mit gemauerten Grabeinfassungen angetroffen. Bei den Bestatteten dürfte es sich zum großen Teil um Geistliche des Klosters gehandelt haben. So war ein Verstorbener mit einem Rosenkranz in Händen, ein weiterer in einem liturgischen Gewand mit bron-

zeitlichen Bodenbelages aus Sandsteinplatten und eine einfache Sockelmalerei aus dunklen, rosaroten und hellen Feldern festgestellt. Zur letzten, barockzeitlichen Ausstattung der Kirche hatte schließlich ein Stuckköpfchen eines kleinen Puttos [Abb. 5] gehört, das aus dem Trümmerschutt im Apsidenraum geborgen werden konnte.

Das Schicksal der Abtei in der frühen Neuzeit

In der schon erwähnten Urkunde von 1097 n. Chr. hatte Erzbischof Egilbert (1079-1101) dem Martinskloster das Wasserrecht auf der Mosel verliehen, wodurch alle vor der Abtei bestehenden oder künftig neu errichteten Mühlen zinspflichtig wurden. Diese Einkünfte trugen zu einer gewissen Stabilisierung der wirtschaftlichen Verhältnisse bei, änderten aber nichts an der Tatsache, dass St. Martin stets eine kleine Abtei (abbatiola) mit eher bescheidenem Grundbesitz blieb. In der Rangfolge der vier Trierer Benediktinerabteien nahm sie den letzten Platz hinter St. Maximin, St. Matthias und St. Marien ein.

Hierüber kann auch die Errichtung des repräsentativen Westflügels im Jahr 1626 unter dem Abt Franz Holzer (1621-1652) nicht hinwegtäuschen. Das mit der Front zur Mosel gerichtete Bauwerk der Spätrenaissance wurde 1735 unter Abt Benedikt Henn (1701-1747) an der Nordseite durch Anbau eines Nordflügels verlängert. Beide Flügel sind heute in das Wohnheim integriert.

Die strategische Lage an der Mosel, im direkten Vorfeld der Stadtbefestigung, sollte sich für die Abtei verhängnisvoll auswirken. In den Wirren der Eroberungskriege des französischen Sonnenkönigs Ludwig XIV. und seines Nachfolgers wurden die Abteigebäude in den Zeiten französischer Besetzung der Stadt zwischen 1673 und 1736 allein viermal, jeweils für mehrere Jahre vom Militär beschlagnahmt, die Mönche vertrieben, die Kirchengüter verwüstet. Glück im Unglück - St. Martin entging der planmäßigen Zerstörung durch die Franzosen im Jahr 1674, der andere nördlich vor der Stadt gelegene Klöster, die Abtei St. Maximin und das Stift St. Paulin, zum Opfer fielen. In den Abteigebäuden wurde eine Garnison stationiert, zu deren Schutz die Franzosen umfangreiche Festungswerke anlegen ließen. Mehrere zeit-

genössische Pläne zeigen das „Fort St. Martin“, das mit Erdwerken, Gräben und sternförmigen Geschützbastionen umgeben ist [Abb. 6]. Man mag sich vorstellen, welches Bild der Verwüstung sich den rückkehrenden Mönchen nach Abzug der Franzosen in den militärisch genutzten Klostergebäuden geboten hat.

Mit der allgemeinen Einziehung der kirchlichen Besitztümer durch den französischen Staat wurde 1802 auch die Abtei St. Martin aufgelöst. Bei ihrer Aufhebung bewohnten noch sechs Mönche das Kloster. Nur zwei Jahre später machte man sich daran, die Klosterkirche und den Großteil der Klostergebäude, mit Ausnahme der heute noch stehenden Gebäudeflügel, niederzureißen. In der ehemaligen Krypta der Kirche wurde 1807 der Brennofen einer Porzellanmanufaktur eingerichtet, die am Ort des früheren Martinsklosters mit zeitlichen Unterbrechungen bis 1823 tätig war.



Abb. 5 Kirche St. Martin. Kopf eines kindlichen Engels (H. 16 cm), Stuckrelief mit Farbbrechen. Rheinisches Landesmuseum Trier, EV 2019,292 FNr. 26 (Foto: Th. Jürgens. RLM Trier, Digi-EV 2019,292/50).

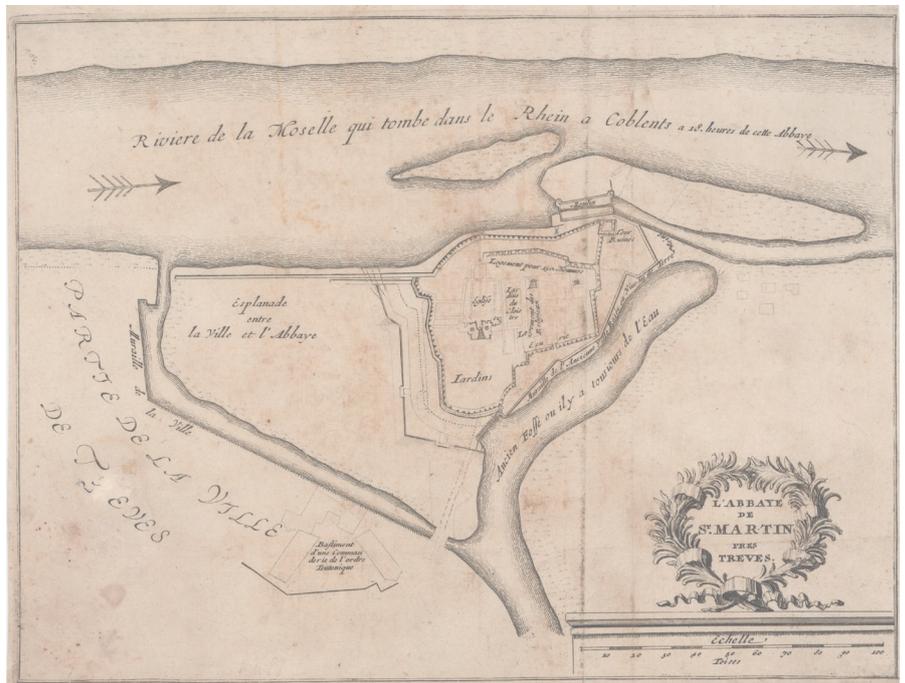


Abb. 6 Abtei St. Martin als bastioniertes Fort. Nachstich nach einer Vorlage von Nicolas de Fer, spätes 17. Jahrhundert. Rheinisches Landesmuseum Trier, EV 1970,24.

Die Artefakte

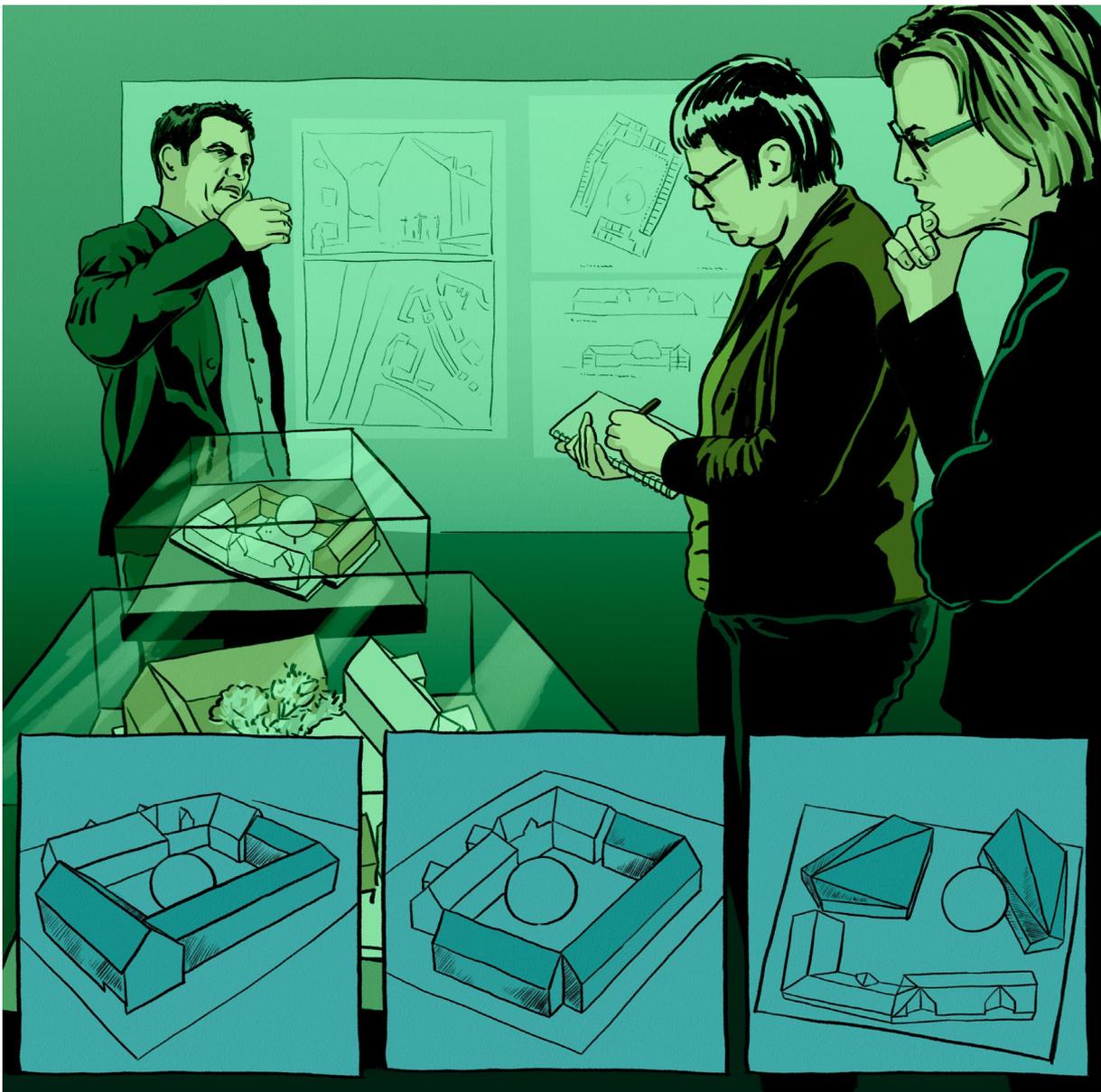
Die Qual der Wahl

Für den Neubau des Studentenwohnheims »Haus am Baum« wurde im Frühjahr 2018 ein europaweiter Architektenwettbewerb ausgeschrieben. Nach einer ersten Präqualifikationsphase wurden 15 Büros vorausgewählt, die anschließend von einem Preisgericht bewertet wurden.

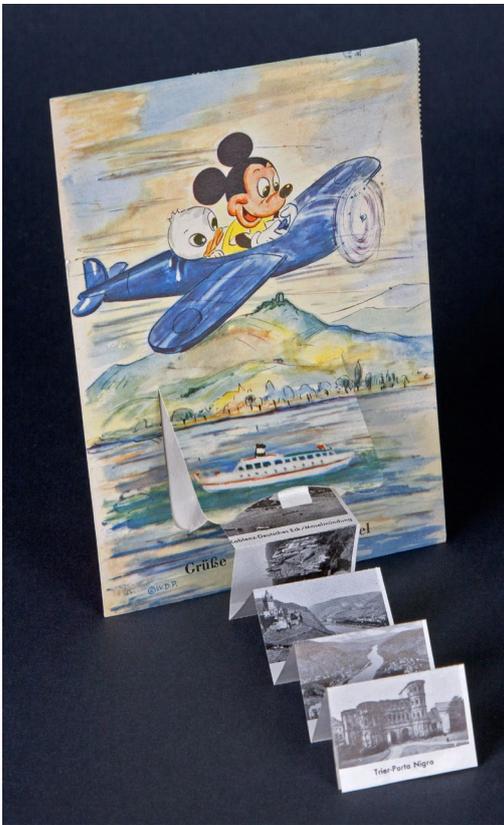
Den 1. Platz belegte das Büro »Stein Hemmes Wirtz« aus Kassel im Ruwertal. Er ist inzwischen realisiert worden. Mit seinem Baukörper und dem integrierten Bestandsbau beschreibt er einen fast geschlossenen Innenhof, ähnlich dem ehemaligen Kreuzgang eines Klosters. In der Mitte der Anlage hat die alte Blutbuche, eines der bedeutendsten Naturdenkmäler Triers, ihren prominenten Platz. Der Siegerentwurf öffnet die Wohnanlage erstmalig konsequent in Richtung Stadt. Seine unaufdringliche Form und Farbe zeugen von einer selbstbewussten Zurückhaltung des Entwurfs, der der historischen Klosteranlage eine adäquate Bühne bietet.

Den 2. Platz im Wettbewerb errang das Büro »Architekten BKSP« aus Hannover, das für den Neubau eine U-förmige Gestalt vorsah, die zusammen mit dem Westflügel einen klar konturierten Hofraum bilden sollte. Auffällig ist hierbei die nach außen gliedernd wirkende Eckausbildung der drei Flügel.

Den 3. Platz belegte das Büro »pvma architekten« aus Aachen. Sie zeigen zwei separate Gebäude in Holzrahmenbauweise, die autonom auf dem Gelände platziert sind. Mit ihrem mehrfach gefalteten Dach grenzen sie sich deutlich gegen den historischen Teil des Spätrenaissanceflügels ab, ohne diesen in seiner Raumwirkung zu beeinträchtigen.



Entenhausen lässt grüßen



Die heute nur allzu bekannte und beliebte Micky Maus trat 1928 zum ersten Mal in einem Kurzfilm auf und erfreute sich schnell nach ihrem Auftritt in einem vertonten Trickfilm wachsender Beliebtheit. Anfänglich nur in Zeichentrickfilmen zu sehen, wurde Micky Maus rasch auch zu einem Comicstar mit internationaler Ausstrahlung. Im Jahr der Kriegserklärung des Dritten Reichs an die USA 1941 wurde Micky in Deutschland verboten. Nach dem Ende des Krieges kehrte Micky Maus allerdings schnell nach Westdeutschland zurück und festigte ihren Ruf als Comic-Held. Die in Deutschland regelmäßig erscheinenden Micky-Maus-Magazine und die sogenannten »Lustigen Taschenbücher« erzählen Geschichten aus Entenhausen und unterhalten Kinder nun seit mehr als 50 Jahren. So wurde das Merchandising mit Micky zu einem enormen Geschäft. Die entsprechenden Angebote aus der Wirtschaftswunderzeit ließen keine Lücken: Es wurden Schallplatten, Plakate, Figuren und Gegenstände aller Art mit Micky bedruckt. Auch die hier gezeigte Ansichtskarte mit Micky Maus und Trierer Sehenswürdigkeiten (darunter auch die das Martinskloster zeigende Stadtansicht von Westen), deren Abbildungen man einem Leporello gleich aus dem dargestellten Schiff unter einem von der kleinen Maus gesteuerten Flugzeug herausziehen kann, zeugt von der generationenübergreifenden und nicht nachlassenden Beliebtheit von Micky, zu der ihm sein stets freundliches und hilfsbereites Image verhalf.



Micky Maus Postkarte
Datierung: 1973

Nur was Du schwarz auf weiß besitzt...

Ein Kloster war in Mittelalter und Früher Neuzeit nicht bloß eine Stätte hoher Religiosität, sondern auch eine Stätte der Bildung. So unterzogen sich die Mönche dem Unterricht verschiedener Wissenschaften und arbeiteten – bevor der Buchdruck erfunden und allgemein genutzt wurde – in den klostereigenen Skriptorien. Dort vervielfaltigten sie religiöse Schriften oder die griechischen und lateinischen Klassiker. Der Orden der Benediktiner galt in Sachen Literatur als besonders strebsam. So wird in den Ordensregeln die besondere Beschäftigung mit dem Buch, das Lesen, vorgeschrieben. Eine der wichtigsten Veränderungen der Bildungs- und Kulturgeschichte am Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit stellte zweifelsohne die Erfindung des Buchdrucks durch Johannes Gutenberg um 1440 dar. Mit Aufkommen und Verbreitung der Technik des Druckens mit beweglichen Lettern wurde eine höhere und schnellere Produktion von Büchern möglich, die somit nicht mehr nur weitgehend den Klerikern vorbehalten waren, sondern nun auch vermehrt einer breiteren Gesellschaft zugänglich wurden. Das Lesen und Studieren blieb aber weiterhin ein zentraler Teil des Klosterlebens, Klöster blieben auch weiterhin Stätten der Wissenschaften. So wurden beispielsweise 1765 zwei Patres aus St. Martin an die Trierer Universität berufen: Magnericus Draeger und Jacob Dewael erhielten durch Kurfürst Johann IX. Phillip von Walderdorff (1701-1768) eine besondere Belobigung für ihre wissenschaftliche Tätigkeit. Bei den vorhandenen Büchern handelt es sich um stark benutzte und deshalb beschädigte, in Leder gebundene religiöse Schriften in lateinischer Sprache, wie sie typisch waren für den Bestand von religiöser Gebrauchsliteratur, die sich auch in Klosterbibliotheken fanden.

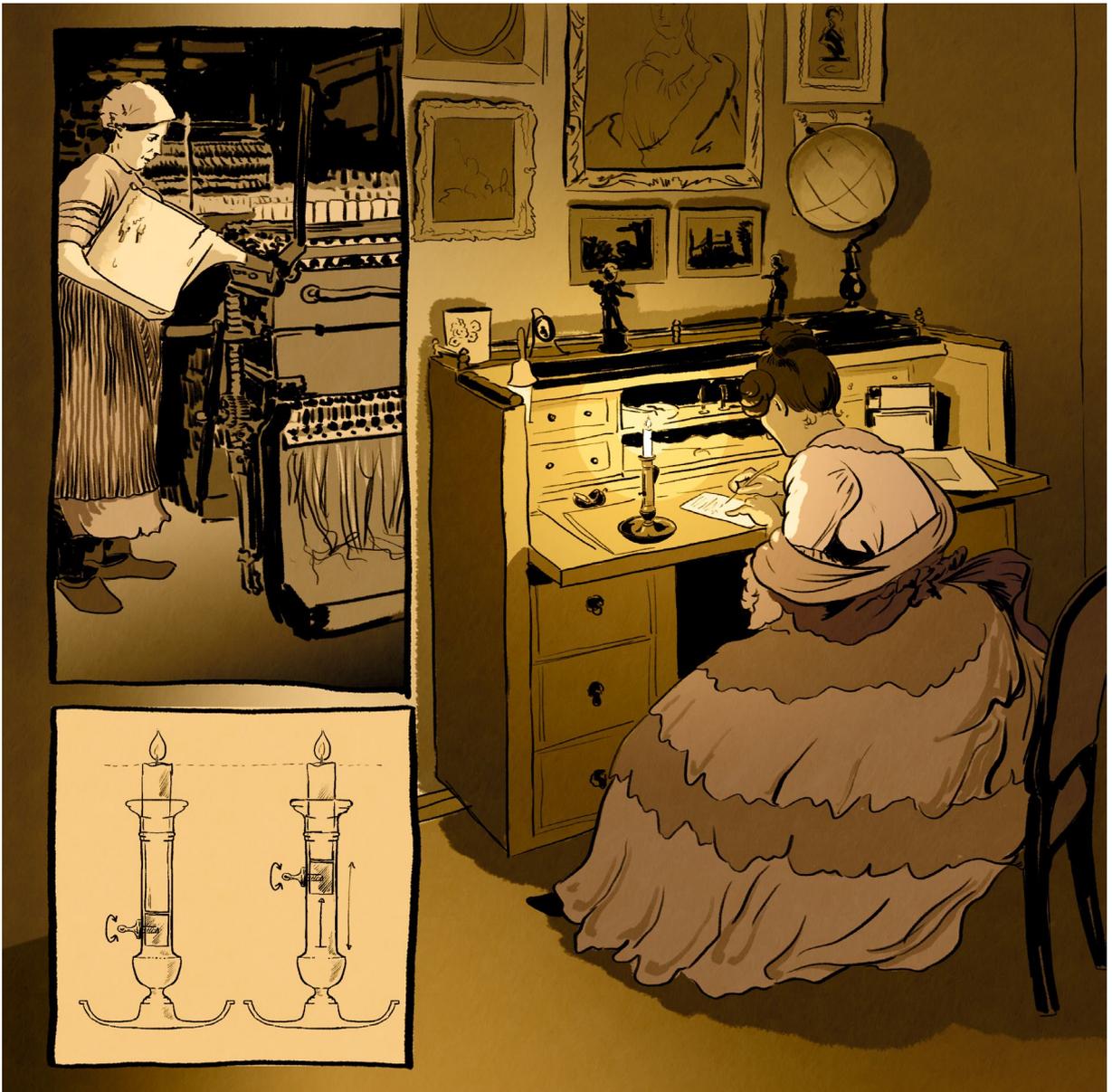


Vier religiöse Werke
Datierung:
17. und 18. Jh.

Es werde Licht!



Mitte des 19. Jahrhunderts war die Abtei St. Martin bereits seit mehreren Jahrzehnten säkularisiert. Die verbliebenen Gebäude dienten als Fabrik zur Herstellung von Stearin. Bei Stearin handelt es sich um ein Gemisch aus pflanzlichen und tierischen Fetten, das bei der Herstellung von Kerzen und Seifen zum Einsatz kommt. Schon die Römer nutzten Kerzen, die damals aus Talg, Pech oder Wachs gemacht waren. Seit dem frühen Mittelalter waren vor allem Klöster die Hauptverbraucher von Wachskerzen, die sich normale Bürger nicht leisten konnten. In der christlichen Liturgie sind Kerzen ein wichtiger Bestandteil, so zum Beispiel im Gottesdienst, bei der Totenehrung oder bei Tauf- und Kommunionseremonien. Lange Zeit durften in diesem Kontext nur hochwertige Kerzen aus reinem Bienenwachs benutzt werden, während die minderwertigeren aber auch preiswerteren Talgkerzen, die aus dem Eingeweidefett geschlachteter Rinder hergestellt wurden, der ärmeren Bevölkerung vorbehalten waren. Da diese aber einen unangenehmen Geruch verströmten und sehr stark rußten, wurde ab 1818 zunehmend Stearin als materielle Alternative bei der Herstellung von Kerzen verwendet. Der 21 cm hohe Kerzenhalter aus Messing stammt aus dieser Zeit und damit aus der Zeit des Biedermeier. Zusammenhalt und Wirtschaftlichkeit waren entscheidende Werte. Es wurde auf das Praktische und Einfache, doch zugleich Ästhetische gesetzt, um einen idealen Lebensraum zu gestalten. Formal drückt sich dies auch in der Erscheinung des Leuchters aus: Der lange Schaft mit nur geringfügiger Verzierung wirkt schlicht, doch elegant. Der Schiebe-Mechanismus diente dazu, abgebrannte Kerzen einfach nach oben herauszuschieben zu können, um so die Lichtquelle auf gleicher Höhe zu halten und das schnelle und einfache Auswechseln der Lichtspender zu erleichtern.



Biedermeier
Schiebeleuchter
Datierung:
1820er- 1850er

Zinsen gescheffelt

Der Scheffel, auch Schaff, Simmer o. ä. genannt, ist ein altes Hohlmaß zur Messung von Schüttgütern, vornehmlich Getreide und Hülsenfrüchten. Der Rauminhalt des Scheffels variierte je nach Land und Region. Während der Scheffel in Hamburg 105,26 Liter umfasste, betrug er in Potsdam nur 53,19 Liter. Aus diesem Grund entstanden Bücher mit tabellarischen Auflistungen verschiedener Maßeinheiten nach Region geordnet, wie es etwa im »Vollstaendiges Handbuch der Muenzen, Maße und Gewichte aller Länder der Erde. Für Kaufleute, Banquiers, Geldwechsler, Muenzsammler, Handlungsschulen, Staatsbeamte, Kuenstler, Reisende, Zeitungsleser [...]« von 1830, aus dem die vorherigen Angaben stammen, der Fall ist.

Das hier vorgestellte Hohlmaß aus gebogenem Eichenholz zeigt $\frac{1}{2}$ l als Richt- bzw. Eichmaß. Darüber und auch darunter sind kleine Eichstempel, fahnenartige Formen mit den Buchstaben D und R, für das Deutsche Reich stehend, eingebrannt sowie darüber eine 6 für die Eich-Aufsichtsbehörde Magdeburg und darunter eine 2 für das Eichamt Halle. Auch kleine eingravierte Schildformen, die die Zahlen 12, 15 und 19 zeigen, befinden sich am oberen Rand des Scheffels. Gemäß der »Mitteilungen der kaiserlichen Normal-Eichungskommission« dürfte das Hohlmaß 1912 das erste Mal geeicht worden sein. Im linksrheinischen Gebiet war der Malter ein gebräuchlicheres Maß. In den Pachtverträgen des Martinsklosters beispielsweise werden die Zinsen (im Jahre 1260) in Malter angegeben. Erst bei Einführung des metrischen Systems Ende des 19. Jahrhunderts wurden Maße insgesamt vereinheitlicht und der Kubikmeter bzw. der Liter die neuen Volumeneinheiten. Getreide wurde von da an jedoch nach Gewicht berechnet.



Getreidemaß,
Hohlmaß Scheffel
Datierung:
1913 / 1920

Ein Zaubertrank hinter Klostermauern?



Wie die Prägung »Bénédictine« auf dem grünen Glas der 27,2 cm hohen Flasche belegt, handelt es sich bei ihrem ehemaligen Inhalt um ein Getränk, dessen Rezeptur auf ältere »Elixiere« der Benediktinermönche zurückgehen soll. Besonders Arzneien und Kräuteressenzen aus der Benediktinerabtei Fécamp sollen als Vorbilder gedient haben, die von dem späteren Unternehmensgründer Alexandre Legrand wiederentdeckt worden seien. Mit Hilfe eines Apothekers entwickelte Legrand aus einem Rezept, das auf den Mönch Dom Bernardo Vincelli zurückgeht, den aus 27 Heil- und Gewürzpflanzen bestehenden Kräuterlikör »Bénédictine«. Seit 1863 wird dieser kommerziell in Frankreich hergestellt, ab Ende des 19. Jahrhunderts in einer eigens errichteten Brennerei, dem »Palais Bénédictine«. Die Flaschen, in die der Likör abgefüllt wird, weisen noch heute die charakteristische Form des vorliegenden Exemplars auf. Allerdings fehlt heute der erhabene Schriftzug, wie auf der alten Flasche.

Obwohl Mönche bzw. Klöster eher mit der Geschichte des Weinbaus oder Bierbrauens verbunden werden, ist auch der Fall der Herstellung eines Likörs kein Einzelfall. Bereits 1605 kamen Kartäusermönche in den Besitz eines Manuskripts, das ein Rezept für ein »Elixier des langen Lebens« enthalten sollte. Sie stellten es her und verkauften es zunächst als Heilmittel. Doch schnell wurde eine mildere Variante, der Likör »Chartreuse«, für den täglichen Genuss produziert. Die beiden Kräuterliköre »Bénédictine« und »Chartreuse« sind bis heute im Verkauf und in vielen Bar- und Cocktailbüchern als Zutaten zu finden.



Edel sei der Mensch, hilfreich und gut

Der Hl. Benedikt führte einst eine Gruppe christlicher Eremiten an, mit denen er fern von weltlichen Einflüssen lebte, um sich dem geistigen Studium zu verschreiben. Er formierte als Erster dieses frühe Mönchtum und stellte feste Regeln auf, denen auch die Mönche im Trierer Martinskloster gem. einer päpstlichen Bulle von Papst Benedikt VII. vom 18. Januar 975 verpflichtet waren. Handwerkliche und praktische Tätigkeiten, die der Selbstversorgung des Klosters dienten – wie die Arbeit auf dem Feld und die Verarbeitung von Getreide zu Brot und von Trauben zu Wein –, verrichteten fast ausschließlich Laienbrüder, damit sich die Mönche selbst den geistigen Arbeiten widmen konnten. Diese Arbeit bestand auch nach der mittelalterlichen Zeit aus dem Studium theologischer und philosophischer Texte wie der »Theologia moralis« (1692) des Moraltheologen Johann Georg Reiffenstuel (1642-1703), der den Ordensnamen Anaklet trug. Schriften wie diese widmeten sich moraltheologischen und ethischen Themen und waren aufgeteilt in verschiedene Traktate, die Antworten auf solche Fragen gaben, was eine Handlung moralisch richtig mache, was Moral an sich eigentlich sei oder was das Wesen der Liebe sei. Lektüren dieser Art boten auch für die Mönche des Martinsklosters Anstoß zu Reflexionen, die sie durch ihr Leben als Benediktiner praktisch umzusetzen suchten.



Edler Tropfen

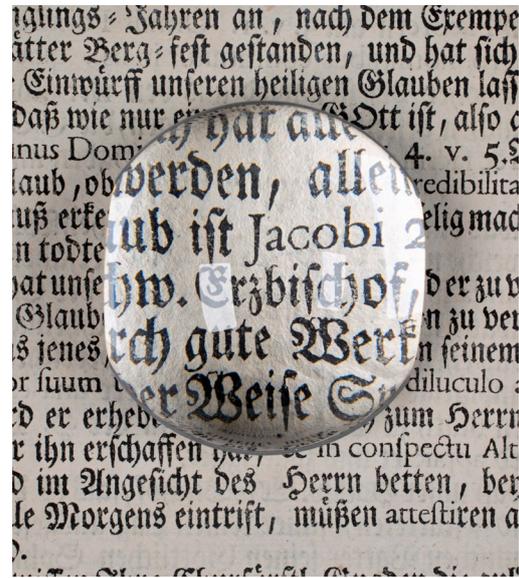
Der Legende nach sollen Herakles und eine Nymphe namens Tyros einst in Phönizien beobachtet haben, wie Herakles' Hund auf eine Schnecke biss und sich seine Lefzen sodann purpurn färbten. Nach den ersten Sorgen um den Hund erklärte die Nymphe, der Herakles nachstellte, sich ihm hingeben zu wollen, wenn er ihr ein Kleid in solch einer schönen Farbe beschaffe. Wie der römische Schriftsteller Plinius im neunten Buch seiner »Naturalis historia« eindrücklich schildert, ist der Herstellungsprozess des Purpurs unglaublich aufwendig und macht es bis heute zum teuersten Farbstoff der Welt. 10.000 Schnecken sollen in der Antike für ein Gramm reinen Purpurs notwendig gewesen sein. Den Schnecken wurden zuerst einzeln die Farbdrüsen entfernt, die anschließend drei Tage in Salz eingelegt und in Urin gekocht wurden, bis nur noch ein Sechzehntel der ursprünglichen Masse vorhanden war. In diesen übelriechenden Sud wurden die zu färbenden Stoffe eingetaucht und anschließend in der Sonne getrocknet. Erst bei diesem letzten Schritt entfaltet sich die intensive Farbe des Purpurs, denn durch die Lichteinwirkung wandelt sich die gelbliche Farbe des Sekrets der Stachelschnecken zu dem begehrten blavioletten Purpurton. In der Antike fand der Farbstoff aufgrund seiner Kostbarkeit ausschließlich Verwendung bei der Färbung kaiserlicher, im Mittelalter dann sakraler Textilien, etwa für Kardinäle sowie den Papst. Purpur wurde aber auch als Tinte für die Buchmalerei genutzt, so beispielsweise auch im Skriptorium des Martinsklosters bei der Erstellung des Strahov Evangeliers.



Gehäuse von
Purpurschnecken
Datierung: 20. Jh.

Mit dem Zweiten sieht man besser

Heutzutage ist eine Sehschwäche ebenso alltäglich wie die Möglichkeit, diese auszugleichen. Doch für die Mönche des Martinsklosters, die im Skriptorium der Abtei mit dem Abschreiben von Büchern sowie mit deren Studium befasst waren, wurde die Arbeit durch eine Sehschwäche erheblich erschwert bzw. unmöglich gemacht. Erst der Lesestein, dessen Entdeckung jedoch nicht in einem christlichen Kloster, sondern dem arabischen Mathematiker, Mediziner und Astronomen Ibn al-Haitham, im Westen Alhazen genannt (965-1040) im frühen 11. Jahrhundert gelang, verschaffte Abhilfe. Claudius Ptolemäus, ein griechischer Philosoph und Mathematiker, hatte zwar schon 800 Jahre zuvor Forschungen zur Optik angestellt und Messungen zu Einfall- und Brechungswinkel durchgeführt. Dennoch war die vergrößernde Wirkung einer geschliffenen Glaskugel als Sehhilfe in der Antike unentdeckt geblieben. Das änderte sich durch Ibn al-Haitham, der diese Erkenntnis erstmals in seinem Werk »Schatz der Optik« beschrieb. Die Verbreitung seiner Schriften ermöglichte es handwerklich geschickten und belesenen Mönchen, konvexe Linsen aus Bergkristall oder Beryll zu schleifen, die zur Vergrößerung der Buchstaben verwendet werden konnten. So wurden die sog. »Berylle« zum Vorläufer und Namensgeber der heutigen Brille.



Lesestein aus Bergkristall
Datierung: 20. Jh.

Alle Neune

Die facettenreiche Geschichte des Martinsklosters von einer Benediktinerabtei hin zu einem Studentenwohnheim sucht sicherlich in Deutschland ihresgleichen. Ausdruck dieses Wandels von einem Ort der Besinnung hin zu einem voller lebhafter Begegnungen war auch die Kegelbahn, die sich in den ehemaligen Kellerräumen des Klosters befand. Von ihr stammt das Betriebsschild, das das Einbaudatum der Kegelbahn taggenau auf den 10. Mai 1974 festlegt. Dass in den klösterlichen Lagerräumen römischen Ursprungs gegen Ende des 20. Jahrhunderts getrunken und gekegelt wurde, wäre für einen mittelalterlichen Benediktiner sicherlich als ein Ausdruck von Gotteslästerung begriffen worden. Zudem war das Kegeln zu der Zeit, als der Gebäudekomplex noch Mönche beherbergte, vielerorts gesetzlich verboten. Kegeln galt als riskanter Wettsport. Schriftliche Quellen schon aus dem 12. Jahrhundert belegen dies eindringlich: »Zehn Jahre kein Spiel, sei es Würfeln oder Kegeln oder andere Spiele, womit man seinen Menschen Verluste einbringt«, so lautete die Anweisung an einen Mann aus Rothenburg ob der Tauber, der offenbar große Summen durch das als gottlos verstandene Spiel verloren hatte. Frönte man in Klöstern hingegen dem Spiel, dann ausschließlich mit christlichen Lehrabsichten, denn der Kegel versinnbildlichte in den Augen der Geistlichkeit das Böse. Paradoxierte wurden Kirchengemeinden daher zu den ersten Besitzern öffentlicher Kegelbahnen und förderten dadurch die Beliebtheit des Sports. Als sich im Martinskloster die Kegelanlage mit der dazugehörigen Kneipe befand, erlebte das Kegeln eine regelrechte Renaissance. Vor allem in der DDR war es sehr beliebt und wurde als ein Sport gepriesen, der die Kondition und Koordination steigern sowie zur »Erziehung zu sozialistischen Persönlichkeiten« beitragen könne. Letzteres war sicherlich nicht die erklärte Absicht der Kegelbahn im ehemaligen Martinskloster. Doch trug die Bahn zur Belebung des geschichtsträchtigen Ortes bei und machte die ehemalige Abtei endgültig auch in unifeien Zeiten zu einem beliebten studentischen Treffpunkt.



Betriebsschild
der Kegelbahn im
Martinskloster
Datierung: 1974

Bitte recht freundlich!

»Put a Kodak in your pocket« – so warb die Eastman Kodak Co. 1895 mit ihrem Slogan für die neueste ihrer Kameras: die »Pocket Camera« Modell 96, eine Fotokamera im Taschenformat mit der man zwölf Fotos aufnehmen konnte. Extra für dieses Modell wurde der Film »No. 102« hergestellt. Solche Rollfilme wurden seit 1891 produziert, die man auch in gedämpftem Tageslicht einlegen und entnehmen konnte, ohne dass man sich dafür extra in eine Dunkelkammer begeben musste.

Angefertigt wurde die mit Leder bezogene kleine Holzbox, die die Kameratechnik beinhaltet, von 1895 bis 1900. Weitere mit ihr vollzogene Neuerungen waren die rechteckigen Aufnahmen und das kleine Fenster an der Kamera, an dem man sehen konnte, wie viele Aufnahmen bereits geschossen worden waren.

Im Jahre 1896 kostete diese Rollfilmkamera inklusive Film fünf Dollar. So konnten sich zunehmend auch einfache Bürger den Luxus der fotografischen Dokumentation leisten. Nach und nach wurden die Filme weiterentwickelt, sodass man schließlich 100 Fotos aufnehmen konnte, ohne einen Film wechseln zu müssen. Und auch die Preise dafür wurden erschwinglicher. Die »Pocket Camera« steht symbolisch für den frühen Tourismus an der Mosel, bei dem auch das Martinskloster abgelichtet wurde. Denn das Ufer mit dem panoramaartigen Blick von Westen auf die Stadt war bereits im 19. Jahrhundert ein beliebtes Fotomotiv.



Kamera Kodak
Modell 96
Datierung:
1895 / 1900

Polycarbon-Octo-Polymer-Trizit (kurz: POP-T): Eine harte Währung



Mit zunehmender Manipulation von Bitcoin-Derivaten wurde gegen Ende des 21. Jahrhunderts der Ruf nach personalgebundenen Formen des Geldbesitzes lauter. Erste vielversprechende Experimente mit DNA-Integration wurden aufgrund des Restrisikos von Klon-Attacken früh ad acta gelegt. Dank großer Fortschritte in der Aurforschung*¹⁾ gelang es dann, das von der aktuellen emotionalen Befindlichkeit unabhängige singuläre Schwingungsmusters jedes Individuums in der Polymerstruktur der Pay-Sticks zu spiegeln. Das führte in der Praxis dazu, dass der Stick kontaktlos nur für den Geldtransfer zu verwenden ist, wenn seine/e Eigentümer/in sich in unmittelbarer räumlicher Nähe befindet. Damit sind auch die im Stick gespeicherten Wertbestände im Falle von Verlust oder Diebstahl vor unautorisierten Zugriff gesichert; was neben der extremen physischen und chemischen Beständigkeit die schnelle und fast flächendeckende Verbreitung von POP-T erklärt. Wobei auch die „Magie“ des volltransparenten Chips*²⁾, der sich mittig im Stick befindet, und nur durch extrapoliertes Nordlicht-Derivat sichtbar wird, seinen Teil zum Kult dieses must-have beigetragen hat.

*¹⁾ Zxlctegyof Aoüyoneflwk vyi yxfxcieof Xhkkhzojnhj.

*²⁾ S4c J0p5r5d7j im4ub xhz/hvw xbv10r M6wy-S9etuwa/lv izx Ueuo0vx4bbwkm4r.
W17iil kcy gmd S49zyqmdeay9fye04xv vtc lat6o3cy l0w p640hvzi4
H1zimdrdo9cyv 0m4qwuyq: 6MGPR15DQ

[Auf Beschluss des globalen Rates sind sämtliche Quellenangaben zu Schlüsseltechnologien in frei verfügbaren Veröffentlichungen mit einer Alpha-Codierung zu versehen.]



Darf es noch etwas mehr sein?

Korn – und damit Getreidebrei sowie Brot – war lange Zeit das Grundnahrungsmittel der Menschen in Mitteleuropa schlechthin. »Ein gut gewogenes Pfund Brot genüge für den Tag«, so steht es im Werk des Hl. Benedikt. Im Martinskloster war Brot nicht nur ein wichtiges Nahrungsmittel, sondern stellte ebenso eine wichtige Einnahmequelle dar. Denn 1261 wurde dem Kloster »mensa sive discus in foro Trevirensi situm, in quo panis tritictus solet vendi« geschenkt, also ein Brottisch im Sinne eines Verkaufstandes auf dem Markt. Beim Brotbacken diente eine Mehlschaufel wie diese als Maßeinheit zum Dosieren der richtigen Menge Mehl. Eine Schaufel dieser Größe konnte aber nicht nur im Bereich der Küche, sondern auch in der Vorratswirtschaft zum Einsatz kommen. Die sichelförmige Einkerbung am Griff diente zum Aufhängen im Vorratsbehälter.

Der Cellerar war für die klösterliche Vorratswirtschaft, die Verpachtung der Besitztümer, die Einhaltung der Vereinbarungen in den Pachtverträgen sowie die Überwachung der Zinseinkünfte verantwortlich. Diese Position war für ein Kloster außerordentlich wichtig, denn seine ökonomische Existenz hing davon ab. Für das Jahr 960 wurden für das Martinskloster 5.120 Morgen an Landbesitz angeführt, der sich über viele einzelne Streubesitze entlang der Mosel erstreckte.



Mehlschaufel
Datierung: um 1900

Wenn der tägliche Apfel nicht mehr hilft...



»Ich befand mich mit meiner Familie im Garten, als es gegen 14.00 Uhr Fliegeralarm gab. Da die Flak sofort zu feuern begann, rannten wir in unseren Luftschutzkeller. Wenige Minuten später waren die Flugzeuge bereits über der Stadt, wo sie ihre Bomben abwarfen. Alles zitterte und bebte. Die Menschen in unserem Keller begannen in ihrer Todesnot zu beten.« So beschreibt Matthias Prinz den Luftangriff am 21. Dezembers 1944 in seinem Tagebuch. Bei der Vorbereitung durch die Regierung auf Ereignisse wie Luftangriffe wurde eine Luftschutzdienstpflicht eingeführt und in jedem Mehrfamilienhaus eine Selbstschutzorganisation berufen. Auch sollten Kellerräume zu Luftschutzräumen hergerichtet werden, was auch in den Gebäuden des ehemaligen Martinsklosters geschah, wo während des Krieges ein Luftschutzbunker entstand. Zur Ausstattung eines solchen Schutzraums gehörte auch eine hier gezeigte »Kleine Luftschutz-Hausapotheke«, die kurz nach Kriegsbeginn im Oktober 1939 durch die Deutsche Apothekergesellschaft eingeführt worden war und sich in jedem Haushalt befinden sollte. Es handelt sich hierbei um einen kleinen schwarzen Koffer, dessen Kanten durch dünne Metallschienen verstärkt waren und ihm so eine gewisse Widerstandsfähigkeit verliehen. Denn es galt, Extremsituationen zu überstehen. Innen im Deckel befand sich eine eingeklebte Aufstellung des Inhalts sowie der Stempel des Herstellers: »Timmermann & Wollet, Heidelberg«. Der Kasten ist durch Pappeinlagen in vier Fächer unterteilt, in denen sich einst die Arzneimittel, Utensilien zum Auftragen der Medikamente sowie Verbandsmaterialien befanden. In spezialisierten Einzelhandelsgeschäften konnte man sich die Kästen für 14 Reichsmark kaufen, dann aber ohne die ansonsten zur Ausstattung gehörende alkalische Augensalbe. Diese war apothekenpflichtig und wurde erst kurz vor dem Verkauf angerührt.



Kleine Luftschutz
Hausapotheke
Datierung: 1939 / 1944

»Ich hinterlasse eine Stadt aus Marmor, während ich eine Stadt aus Ziegeln vorgefunden habe.«

Ziegel waren im antiken Rom nicht immer ein beliebtes Baumaterial. Vielerorts galt die Verwendung von Ziegeln sogar als »ärmlich«, wie obiges Zitat von Kaiser Augustus belegt. Der Baustoff, den die Römer nicht nur für ihre Dächer benutzten, war vornehmlich Ton. Die Verwendung von Ziegeln ist allerdings kein Phänomen der römischen Antike. Als Baumaterial finden sie sich bereits in den Hochkulturen Mesopotamiens. Doch erst im 1. Jahrhundert n. Chr. wurden nördlich der Alpen vom römischen Militär Dachkonstruktionen mit Tonziegeln eingeführt. Der Zangenabdruck, der auf diesem bei den archäologischen Grabungen am Martinskloster geborgenen Ziegel zu sehen ist, ist höchstwahrscheinlich während der Trocknung des Ziegels entstanden. Wurden die frisch geformten, noch ungebrannten Ziegel während einer ersten Trocknungsphase auf dem Boden gelagert, so kam es darüber hinaus zu weiteren »Eindrücken« durch Füße oder Werkzeuge, die dann ebenfalls durch das Brennen dauerhaft konserviert wurden. Die Benutzung von Ziegeln war im gesamten römischen Raum verbreitet – so auch in Trier und dementsprechend auch bei den römischen Vorgängerbauten des späteren Martinsklosters.



Fragment römischer Ziegel mit Zangenabdruck
Datierung: Antike

Feuer frei!

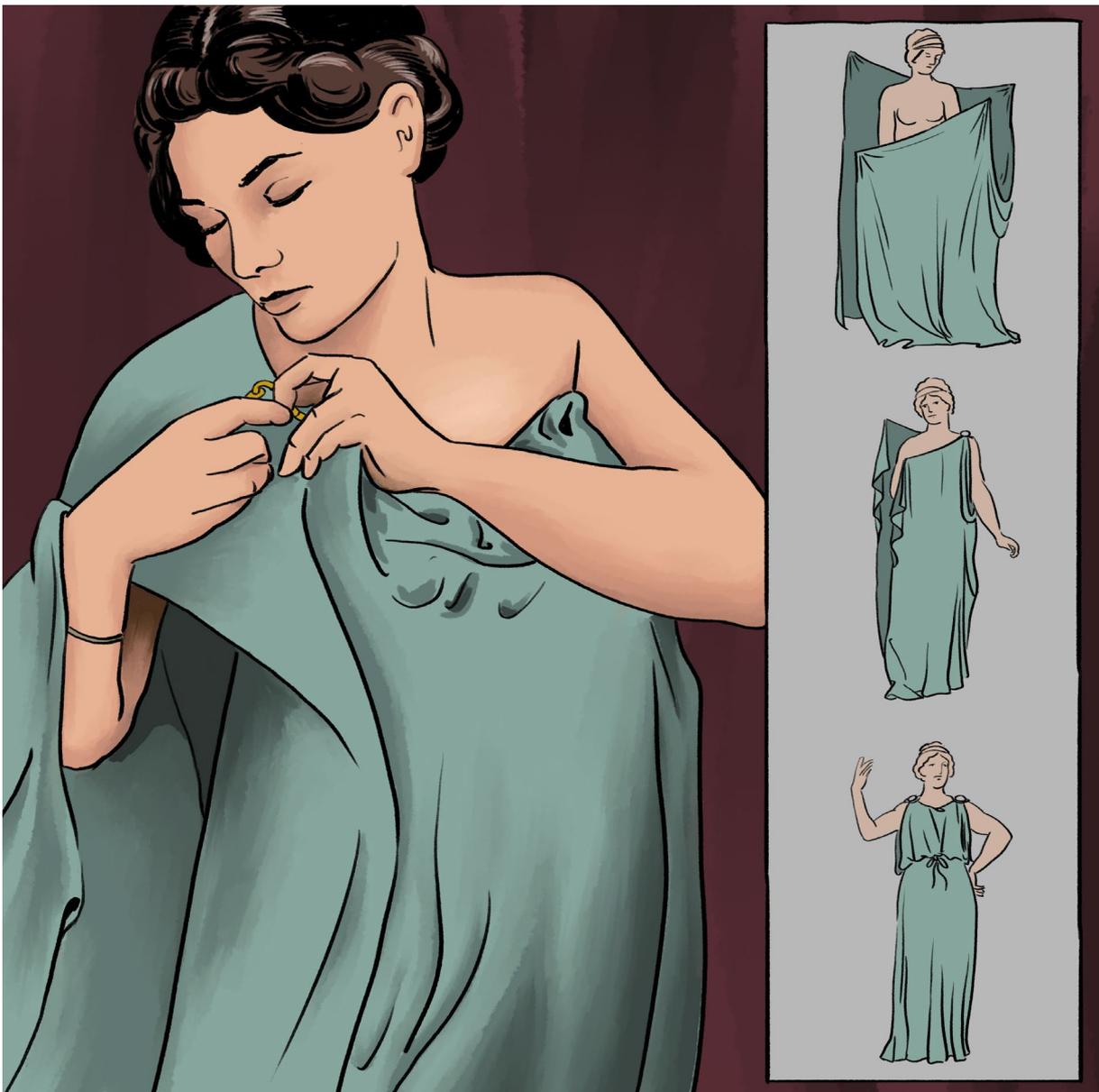


Eine gusseiserne Kugel aus der Gewichtsklasse, wie sie hier zu sehen ist, war ein recht kleines Kaliber und wurde deswegen weitestgehend auf dem Schlachtfeld und nicht im Zusammenhang mit Belagerungen benutzt. Sie dienten dazu, gerade am Anfang einer Schlacht Schneisen in die gegnerischen, eng aufgestellten Truppenformationen zu reißen. Da das Gewicht dieser Kugel bei ca. einem Kilogramm liegt, handelt es sich um ein Geschoss eines sogenannten »Zweifüunders« oder »Falkons«, einer Unterkategorie der Feldschlangen, die ihren Namen vermutlich von den anfangs schlangen- oder drachenkopfförmig gestalteten Mündungen dieser Artilleriewaffen erhalten haben. Ein Falkon ist ein mittelschweres Feldgeschoss, das ab dem 15. Jahrhundert Verwendung fand. Man konnte es nur mit Hilfe von Pferden auf dem Schlachtfeld bewegen. Es waren Kanonen, die eher flach schossen, dabei aber eine Reichweite von bis zu 240 m erzielen konnten. Während zuerst Steinkugeln als Geschosse verwendet wurden, begann man diese später – da sie bei geringem Gewicht ein größeres Kaliber annehmen mussten, um den erwünschten Schaden anzurichten – durch kleinere Kugeln aus Guss-eisen zu ersetzen. Die Kugeln waren nun robuster, aber auch teurer in der Herstellung und wurden daher nach einer gewonnenen Schlacht vom Sieger wieder eingesammelt. Im Dreißigjährigen Krieg wurden Kanonenkugeln dieser Art auch bei den Kämpfen rund um das Martinskloster als Teil der Trierer Festungswerke verwendet.



Römischer Reißverschluss

Die Entstehungsgeschichte des Martinsklosters reicht bis in die Spätantike zurück, aus der auch die hier gezeigte Fibel (lat. fibula) stammt, die im vorliegenden Fall schon in alter Zeit aus Teilen unterschiedlicher Gewandschließen zusammengesetzt wurde. Fibeln wie diese entsprechen technisch und funktional im Wesentlichen unserer heutigen Sicherheitsnadel. Ihre beiden Hauptbestandteile sind die Nadel und der meist bogenförmige Körper, der Bügel genannt wird. Die Nadel bildet mit der einen Seite des Bügels, an dem sie mit einer Spirale elastisch befestigt ist, den Kopf, während sie auf der anderen Seite in den Nadelhalter (Fuß) einrastet. Fibeln waren ein wichtiger Bestandteil der römischen Mode, denn sie wurden zum Zusammenhalten zweier Kleidungsstücke, vor allem von Mänteln, benötigt. Gleichzeitig dienten sie ihrem Träger je nach Ausarbeitung auch als Schmuckstück. Vor allem der Bügel wurde sehr unterschiedlich gestaltet und verziert. Meist waren sie aus Bronze, veredelt mit einem anderen Metall. Sie konnten aber auch gänzlich aus Gold, Silber oder Eisen bestehen. Bei einer Durchschnittsgröße von 5-20 cm gehört diese Fibel mit einer Größe von ca. 5 cm und einem Gewicht von acht Gramm zu den eher kleineren Exemplaren.



Fibel mit umgeschlagenem Fuß
Datierung: 5. Jh.

Ohne den Süden geh'n die Lichter aus

Nach Einbruch der Dunkelheit benötigt der Mensch künstliches Licht. Licht zum Arbeiten, zum Lesen, zum Musizieren, zum geselligen Beisammensein und vor allem zur Orientierung. In der griechisch-römischen Antike verwendete man statt Kerzen, die man auch kannte, die aber viel Wachs benötigten und entsprechend kosteten, Lampen aus Metall und vor allem aus Ton. Diese Lampen bestanden aus einem hohlen, geschlossenen Lampenkörper mit einer Lampenschnauze, die vorne offen war und in der sich der Docht befand. In der Oberseite der Lampe, dem sog. Spiegel, befand sich ein Loch, durch das Öl zum Verbrennen am Docht eingefüllt wurde. Der Docht einer Lampe bestand aus Pflanzenfasern, Leinen oder Papyrus. Als Öl verwandte man in der Antike in der Hauptsache Olivenöl. Für eine Brenndauer von drei Stunden benötigte man etwa 30 ml Öl. 20 antike Lampen besaßen ungefähr die Leuchtkraft einer modernen Tischleuchte.

Doch wie hoch war der Verbrauch an Öl? Die folgende Schätzung soll nur einen Anhalt geben und bewegt sich am unteren Ende der möglichen Skala. In Pompeji wurde bei der Analyse von 30 Haushalten festgestellt, dass im Schnitt jeder Haushalt über elf Lampen verfügte. Für eine antike Stadt wie Trier, kann man bei ca. 50.000 Einwohnern mit etwa 5.000 Haushalten rechnen. Geht man von einer Lampe pro Haushalt aus, die am Tag eine Stunde brennt, ergibt sich ein Bedarf von 50 Litern Öl pro Tag. Bei 365 Tagen im Jahr wurden im antiken Trier alleine für die Beleuchtung der privaten Haushalte (bei nur einem Zimmer pro Haushalt) etwa 18.250 Liter Öl benötigt. Das Olivenöl, in Amphoren transportiert, musste aus dem Süden, also dem Mittelmeerraum herbeigeschafft werden. Bei einem Fassungsvermögen von ca. 26 Litern pro Amphore, wurden rund 700 Amphoren pro Jahr benötigt, um das Öl für den Bedarf zur Beleuchtung von jeweils einem Zimmer in den 5.000 privaten Haushalten nach Trier zu transportieren.



Ein Schuss in den Ofen

Was ist da wohl schiefgelaufen? Von den Archäologen wurde bei ihren Sondierungen in der Baugrube vom »Haus am Baum« dieser zusammengeballte Klumpen gebrannter Scherben geborgen. Er stammt aus den Zeiten der Porzellanfabrik im ehemaligen Martinskloster. Es handelt sich hierbei um einen Fehlbrand, der für nichts mehr zu gebrauchen war und daher direkt vor Ort entsorgt wurde. Gut zu erkennen sind noch die Reste der weißen Glasur mit Spuren blauer Bemalung. Neben feinen Porzellanwaren wurde von der Porzellanmanufaktur auch einfache Steingutware als Alltags- und Küchengeschirr hergestellt. Steinzeug wie Porzellan müssen, um eine dauerhafte Form zu erhalten, in einem Ofen gebrannt werden. Erst durch die dort herrschenden Temperaturen von 1100-1350 °C entsteht aus dem porösen und weichen Material eine widerstandsfähig harte, wasserbeständige Keramik. Zuvor muss das Rohmaterial in die gewünschte Form gebracht und nach dem Trocknen in unterschiedlichen Farbtönen glasiert werden. Das sich sodann anschließende Bestücken der Brennkammer des Ofens erfolgt unter maximaler Ausnutzung des Raums. Ein Fehler beim Stapeln ist während des Brennvorgangs nicht wieder gut zu machen. Es gibt unterschiedliche Arten von Brennöfen und der Befuerung; direkt oder indirekt über Heizkanäle. Wichtig ist bei beiden eine gleichmäßige und konstante Hitzeverteilung in der Brennkammer. Ebenso relevant ist die kontinuierliche Aufrechterhaltung der Temperatur während des gesamten Brennvorgangs, um die einzelnen Bestandteile von Scherben und Glasur miteinander zu verschmelzen. Anschließend beginnen die Abkühlungsphase und das Entleeren der Brennkammer. Erst jetzt kann man feststellen, wie erfolgreich die Arbeit war. Dieser Klumpen miteinander verschmolzener Keramik war es nicht.



Fehlbrandklumpen
Datierung: 1809-1821

Für Tee, Café und Schokolade



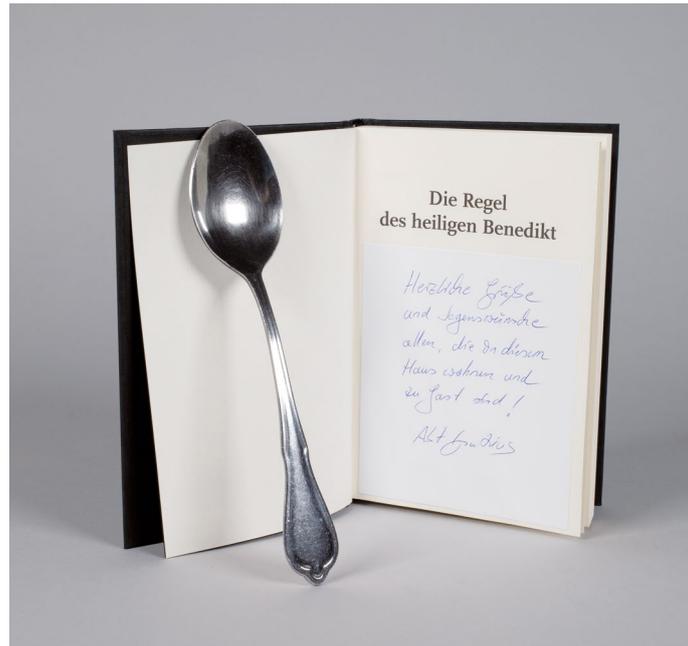
Diese Tasse stammt aus der Trierer Porzellanmanufaktur, die im frühen 19. Jahrhundert nach der Auflösung der Abtei im Klostergebäude errichtet worden war und zeigt als dekoratives Detail auf ihrer Vorderseite eine etwas versteckte Uhr, auf der die Zeit stehen geblieben ist.

Die Klostergebäude mit dem ihnen zugehörigen Bering wurden am 22. April 1803, ein knappes Jahr nach Auflösung des Klosters, für 9.000 Francs an den Trierer Architekten und Bauunternehmer Peter Goergen (1784-1843) versteigert. Dieser ließ den schwer beschädigten Kirchenbau abreißen. In der ehemaligen Krypta wurde kurze Zeit später ein Kalkbrennofen eingerichtet. Die Klosterbauten, von denen Goergen nur den zur Mosel hin gelegenen Westflügel und einen Teil des Nordflügels stehen ließ, wurden zu einer Brauerei und einem Gasthaus umgewandelt. Die Herstellung von Porzellan ist für das Jahr 1808/09 erstmals nachgewiesen. 1810 beschäftigte das Unternehmen bereits 80 Mitarbeiter. Unter ihnen befanden sich Modelleure, Weißdreher, Formler, Bossierer, Figurenmacher, Maler, Vergolder und Polierer. Hergestellt wurden hauptsächlich Kaffeeservices und Vasen, aber auch Ansichtszertassen und Kinderservices. Eine Rechnung aus dem Jahr 1814 dokumentiert überdies auch Suppenteller und Suppenschüsseln, Platten, Salatschüsseln und vieles mehr.



»Ich war fremd und ihr habt mich aufgenommen«

Abt Benedikt von Nursia († 547) gründete um 520 das Kloster Montecassino bei Neapel. Er verfasste ein Buch mit Regelungen für den Alltag der Mönche, mit Weisungen für das Gemeinschaftsleben und mit Hinweisen für die Beziehung zu Jesus Christus. Manche Regeln erschließen sich nur aus dem historischen Kontext des 6. Jahrhunderts; vieles ist aber so klug, dass es auch heute noch von den Benediktinern beachtet wird. Regel 53 besagt, die Mönche sollen Fremde, Arme und Pilger als Gäste aufnehmen und ihnen mit Eifer volle Aufmerksamkeit schenken. Symbol für eine solche Gastfreundschaft mit Nahrung für Leib und Seele kann ein Löffel sein, den man damals üblicherweise mit sich trug. Der hier gezeigte Löffel wurde uns freundlicher Weise von Abt Ignatius der Mönche von St. Matthias als benediktinisches Artefakt aus der dortigen Klosterküche überlassen; wohlgemeinte Segenswünsche inklusive.



Bruchstückhafte Geschichte



Von der Kirche des Martinsklosters sind heute außer Fundamenten und Resten der Krypta fast keine Spuren mehr vorhanden. Lediglich einige wenige Funde aus archäologischen Grabungen, die bei der Errichtung des Studierendenwohnheims vorgenommen wurden, vermögen rudimentären Aufschluss über die architektonische Form und Gestaltung der Martinskirche zu geben. Bei einem dieser Funde handelt es sich um diesen Gesimsstein, der vermutlich Teil des Außenbaus war.

Das Gesims stellt eines der wichtigsten Gestaltungsmittel der europäischen Architektur dar. Es dient der strukturbezogenen Gestaltung von Außenwänden. Ferner ermöglicht es die waagrechte Gliederung der Fassade oder betont horizontale Bauabschnitte. Es ist sowohl an profanen, als auch an sakralen Gebäuden zu finden. Das Gesims ist ein aus der Mauer hervortretendes Element, das viele verschiedene Formen aufweisen kann. Je nach Form und Lage übernimmt es unterschiedliche Funktionen: Man unterscheidet Dachgesims, Kranzgesims, Sockelgesims, Fenstergesims oder Gurtgesims. Letzteres bezeichnet beispielsweise ein Gesims an der Fassade, das zwischen den verschiedenen Geschossen liegt und oft genutzt wird, um die Auflager der auf derselben Höhe liegenden Holzbalkendecke zu verkleiden.



Mäandernd in den Rhein



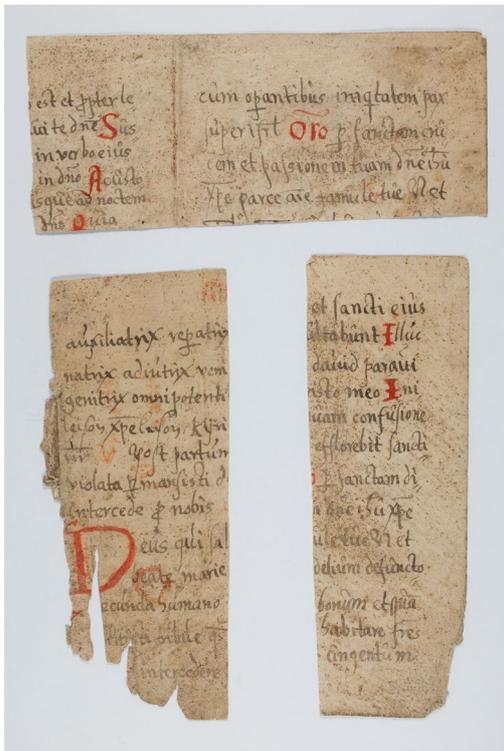
Die Umgebung von Trier stellte schon immer ein beliebtes Ziel für Reisende dar. Ob zu Fuß, mit einem Schiff oder auch mit dem Rad bietet eine Reise entlang der Mosel viele pittoreske Aussichtspunkte und Sehenswürdigkeiten. Zur Orientierung für den Reisenden wurden schon früh Karten wie diese faltbare publiziert. 1935 gedruckt und als Leporello gefaltet, war sie speziell für Touristen gedacht, die ihre Reise bevorzugt mit dem Kanu oder Ruderboot unternehmen wollten. Mit detaillierten Angaben über die jeweiligen Kanustationen war sie in besonderem Maße dazu geeignet, sich die Reise selbst zu organisieren und mögliche Übernachtungsstationen zu finden. Auch zu den auf der Reise entlang des Flusses gelegenen Städten

und Dörfern finden sich am Rand einige wenige Informationen über deren Einwohnerzahl oder touristisch interessante Besonderheiten. Viele kleine Ansichten der verschiedenen Sehenswürdigkeiten, von denen die meisten in Trier liegen, ergänzen die Karte. Dabei handelt es sich um Sehenswürdigkeiten, die auch heute noch als solche gelten und besichtigt werden können, etwa die Paulinskirche, die Kaiserthermen, der Dom, die Porta Nigra oder – etwas weiter flussabwärts – die Igeler Säule.

Bei einer Reise auf dem Fluss sieht man in Trier auch zwangsläufig das Martinskloster; hier hatte Anfang des 20. Jahrhunderts sogar der Kanuverband sein Domizil.



Bete ohne Unterlass



Gut lesbar sind die Worte aus Psalm 124: »cum operantibus iniquitatem pax super Israel [...]«. Sie deuten darauf hin, dass es sich bei den Seitenfragmenten um Überreste eines alten Gebetsbuchs handelt. In der Regel des Hl. Benedikt heißt es, dass die Mitglieder eines Klosters neben Gebet und körperlicher Arbeit zu geistiger Beschäftigung verpflichtet sind. Es war daher eine wichtige Aufgabe der Mönche im Kloster, gelehrte Texte wie Gebets- oder Andachtstexte, sowohl für den persönlichen als auch für den gemeinschaftlichen Gebrauch abzuschreiben bzw. neu zu formulieren. Texte dieser Art hatten edukative Aspekte bzw. folgten dem ordensübergreifend propagierten Konzept der inneren Versenkung, Frömmigkeitsaneignung und Religionsausübung. Zum Schreiben benötigte man im Mittelalter eine angeschnittene Gänsefeder sowie ein Tintenfasschen und verschiedene Tinten. Aus den Dornzweigen von Schlehen etwa ließ sich ein Pulver herstellen, das in Wein aufgelöst verschiedene Brauntöne erzeugte. Daneben waren auch tiefschwarze Tinten in Gebrauch, sowie gold- und silberglänzende Farben. Zur Hervorhebung von Initialen, einzelnen wichtigen Wörtern oder Überschriften wurden meistens – so auch bei diesen Gebetbuchfragmenten – rote Tinten verwendet. Vorwiegend wurde eine ziegelrote, aus dem Pigment »minium« (Mennige o. Bleirot) hergestellte Tinte benutzt, sowie Zinnober für tiefrote Tinten. Daneben gab es auch blaue, grüne und – was seltener vorkam – auch gelbe Auszeichnungstinten. Besonders wertvolle Texte, wie das Strahov Evangeliar, schrieb man hingegen mit Gold- oder Silbertinte, gegebenenfalls sogar auf purpurfarbenem Untergrund.



Von Benedikts Schwestern

Die auf dieser Bronzeplakette gezeigte Hl. Gertrud von Nivelles (625/626-659), häufig mit einer Spindel oder einem Spinnrad als Attribute dargestellt, war mit der Hl. Modesta von Oeren († nach 659 in Trier) befreundet. Letztere war die erste Äbtissin eines Benediktinerklosters, das bald darauf nach ihrer Nachfolgerin, der Hl. Irmina, benannt wurde. Es wurde später der Abtei von St. Matthias angegliedert und war in der Nähe des Martinkloster auf dem weitläufigen Gelände des ehemaligen römischen Hafens errichtet worden.



Bronzeplakette Hl. Gertrud von Nivelles
Datierung: 20. Jh.

Schiff ahoi



1981/82 wurden in Mainz bei Bauarbeiten in Rheinnähe die gut erhaltenen Überreste mehrerer Schiffe aus spätrömischer Zeit gefunden, die sogenannten Mainzer Römerschiffe. Es handelt sich um insgesamt fünf Kriegsschiffe aus dem späten 4. Jahrhundert n. Chr. Überreste weiterer Schiffe wurden ebenfalls gefunden, unter anderem solche eines Lastkahnens für den Gütertransport. So mag es sein, dass Schiffe dieser Typen auch Waren auf der Mosel nach Trier transportierten, wobei sich der Hafen der antiken Stadt in unmittelbarer Nähe des heutigen Martinsklosters befand. Direkt vis-a-vis des Vorgängerbaus des Martinsklosters – dem römischen Hafentempel – festgetäut zwischen Pferde-Insel und Moselufer lagen außerdem römische Mahlschiffe im Wasser und mahlten mit Hilfe der Strömungsenergie Mehl für das römische Trier.



Fragment
römisches Schiff
Datierung: Spätantike

Ein Heiliger kommt selten allein

Der aus Lothringen stammende Kupferstecher und Radierer Jacques Callot (1592-1635), einer der berühmtesten Grafiker der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, fertigte als eines seiner letzten Werke zwischen 1632 und seinem Tod »Les images de tous les saints et saintes de l'année«. Dieser Heiligenkalender, der mit einer Widmung an Kardinal Richelieu bei Israël Henriet (um 1590-1661), der viele Arbeiten von Callot herausgab, in Paris erschien, enthält auf 122 Druckseiten insgesamt 488 Radierungen mit szenisch gestalteten, oval gerahmten Heiligenbildchen, von denen jeweils vier auf einer Seite platziert sind. Das hier einzeln vorliegende Heiligenbildnis des Hl. Martin, das eventuell auch eine Verwendung in einem ovalen Amulett hätte finden können, war von Callot gemeinsam mit drei weiteren Bildern auf einer Kupferplatte radiert und später ausgeschnitten worden. Seine Nachbarn waren ehemals drei weitere Heilige, deren Festtage wie der des Hl. Martin im November lagen. Dazu gehörte der Hl. Tryphon (11. November), der Hl. Renatus (12. November) und der Hl. Didacus von Alcalá (ebenfalls 12. November).



Hopfen und Malz



Das Martinskloster und besonders die ihm vorgelagerte, in den 1870er Jahren historisch umgebaute Martinsmühle beherbergten über lange Zeit neben Einzelhandelsgeschäften wie dem »Sporthaus Bange« auch verschiedene Gaststätten und zu bestimmten Zeiten auch hotelartige Beherbergungsbetriebe. Die dort noch bis in die Zeit der Nutzung als Studierendenheim beheimateten Gastwirtschaften – seit Mitte der 1970er Jahre mit zwei Kegelbahnen im Kellergeschoss – trugen im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts Namen wie »Mettlachs Garten«, »Martinsmühle. Restaurant - Moselterrasse«, »Im Martinskloster«, »Martinsklause« oder »The Traveller Inn«. Sie waren zeitweise auch Treffpunkt und Geschäftsstelle des Trierer Ortsvereins des 1914 gegründeten Deutschen Kanu-Verbands (DKV).

Im Ausschank hatte man dort zu verschiedenen Zeiten neben den ortsansässigen Biermarken wie Caspary- und Löwenbräu auch das irische Schwarzbier Guinness oder das Weizenbier von Will-Bräu, einer Brauerei aus Motten in der Rhön, die nach 1900 ihre Produkte auch an andere Gaststätten lieferte. Dass im oder am Martinskloster Weizenbier dieser Marke getrunken wurde, davon zeugt die bei den archäologischen Ausgrabungen im Vorfeld des Neubaus des Studierendenwohnheims als Streufund entdeckte, etwa 100 Jahre alte Scherbe eines Bierglases. Die auf dieser noch zu lesenden Buchstaben des hellblauen Schriftzugs lassen sich ergänzen zu »[Original] [Bayerisch Weizen]«, während darüber »[Gebraut wie in der] guten [alten Zeit]« zu lesen ist.



Reisen im Lehnstuhl

Das Martinskloster war aufgrund seiner ansprechenden Spätrenaissancefassade von 1625 und seiner Lage direkt am Ufer der Mosel immer ein beliebtes Bildmotiv, wenn es darum ging, eine Gesamtansicht der Stadt abzubilden. Es ist somit nur folgerichtig, wenn es auf zahlreichen Postkarten und Ansichten – auch wie hier in Form eines handkolorierten Holzstichs aus einem Buch oder einer illustrierten Zeitung –, wie sie unzählig im 19. Jahrhundert erschienen, abgebildet erscheint. Denn die ehemals am Rande der Stadt gelegene Abtei prägt bis heute das Stadtbild mehr als jeder andere Bau, wenn man die Stadt von Westen aus betritt oder betrachtet. In diesem Bild besonders gut zu erkennen ist das dem Kloster vorgelagerte Mühlengebäude.



Gesamtansicht Trier:
Handkolorierter
Holzstich
Datierung: 1878 / 1880

Wer's glaubt wird selig

Diese hölzerne Reliquienkapsel mit einem Durchmesser von gerade einmal 3,5 cm enthält fünf kleine Reliquienpartikel, die jeweils nicht sichtbar unter einem sie bezeichnenden Zettel (Cedula) befestigt sind. Durch Papierstreifen und Stoff ist das Innere des kleinen Holzdöschens in fünf Bereiche unterteilt, von denen das mittlere in Form eines auf die Ecke gestellten Quadrats, das größte ist. Dort befindet sich laut Zettel eine Agnus Dei-Reliquie, was i. d. R. eine geweihte Wachsscheibe mit dem Abbild des Lamm Gottes ist, die hier aber zu fehlen scheint. Links oben ist ein Reliquienpartikel des Hl. Liborius, einem französischen Bischof, der mit dem Hl. Martin von Tours befreundet war. Von Martin befindet sich ein Reliquienfragment diesem gegenüberliegend. Rechts oben ist ein dem Hl. Petrus vorbehaltenes Segment und links unten ein dem Hl. Eusebius vorbehaltenes. Solche kleinen Reliquiare, die man ohne Probleme auch mit auf Reisen nehmen konnte, waren sehr beliebt und Instrument privater Frömmigkeit. Häufig waren sie aus Edelmetall, im Inneren mit Goldbandornamenten und kleinen Perlen oder anderen Steinen reich verziert, und konnten wie ein Amulett getragen werden.



»Hallo - hier Trier 3714, Gasthof Moselterrasse!«

Trier und der Tourismus sind heute nicht mehr voneinander zu trennen. Die Stadt ist ein beliebtes Ziel für kurze oder längere Aufenthalte. Um die Gäste neugierig auf eine Reise nach Trier zu machen und um auf die Sehenswürdigkeiten der Stadt und Region hinzuweisen, wurden bereits im frühen 20. Jahrhundert – wie hier aus den Jahren 1937-1940 – Werbeprospekte herausgegeben. Stadtpläne mit den markanten Attraktionen, Wissenswertes über die Umgebung und eine kleine Einführung in die Geschichte der Stadt werden in diesen Faltschriften geboten. Das Älteste der hier vorgestellten Prospekte stammt aus dem Jahr 1937 und verzeichnet unter dem Titel »Führungsblatt« auch einen touristischen Hinweis auf das »ehem. Kloster Sankt Martin mit der Kreuzigungsgruppe von 1494«. Ein umfangreiches Hotel- und Pensionsverzeichnis beweist die Beliebtheit der Stadt durch die Vielzahl der vorgehaltenen Betten. Wobei ausweislich des vorliegenden Prospektes 20 dieser Betten im Gasthof Moselterrasse am Martinsufer 1a angeboten wurden. Es dürfte sich hierbei um das Gebäude der ehemaligen Martinismühle gehandelt haben. Die Gäste mussten hier zwar auf den Komfort von Privatbädern und fließendem Wasser auf dem Zimmer verzichten, logierten aber dafür zum moderaten Preis zwischen 2 und 2,50 RM; Frühstück gab es dann für eine Reichsmark extra dazu. Um auch ein internationales Publikum anzusprechen, wurden die Beilagen zu den Prospekten bereits in der Vorkriegszeit schon in englischer Sprache gedruckt.



Prospekte
Tourismus Trier
Datierung: 1937-1940

Sein Mantel deckt ihn warm und gut



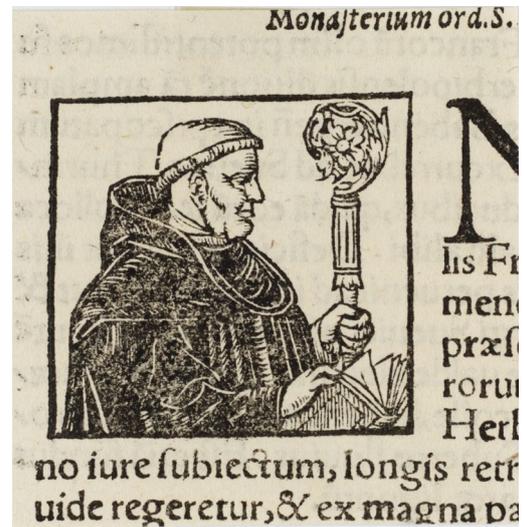
Die bis heute als einer der höchsten Akte der Nächstenliebe behandelte »Teilung des Mantels« durch den Hl. Martin wurde bereits in unzähligen Formen dargestellt. In unserem Fall ist es eine Zinnfigur. Spätestens seit dem 18. Jahrhundert dienten Zinnfiguren als Kinderspielzeug oder geschichtliches Anschauungsmaterial. Wichtig hierbei war vor allem die leichte Identifizierbarkeit des Dargestellten. Durch die anschauliche Ikonografie des Hl. Martins von Tours ist es bis heute auch für Nichtfachleute ein Leichtes, den Heiligen zu erkennen und ihn von anderen Heiligen zu unterscheiden. Typische Erkennungsmerkmale des Heiligen Martin sind u. a. seine Darstellung als römischer Reiter mit Mantel sowie seine Interaktion mit einem Bettler.



Zinnfigur
St. Martin mit Bettler
Datierung: 19. Jh.

Ein Bild von einem Mönch

1544 erschien die erste Ausgabe von Sebastian Münsters »Cosmographia«, die den vollen vierzeiligen Titel »Beschreibung aller Lender [...], in welcher begriffen Aller vöcker, Herrschafften, Stetten und namhafftiger flecken, herkommen: Sitten, gebreüch, ordnung, glauben, secten vnd hantierung, [...] Alles mit figuren vnd schönen landt tafeln erklet, vnd für augen gestelt« trug. Als »Kosmographier« bezeichnet man den Versuch, die Welt als Ganzes in allen ihren gedachten oder gesehene Abhängigkeiten zu beschreiben. Und genau das unternahm das in sechs Bücher untergliederte Werk des Humanisten Sebastian Münster (1488-1552). Darin behandelt er nicht nur die physische Erscheinung der Welt, sondern gibt auch Beschreibungen der Länder und Regionen Europas sowie von Asien und Afrika. Sein Wissen bezog er dabei aus Reiseberichten und den Erzählungen verschiedener Gelehrter und Seereisenden. Illustriert wurde das Werk durch eine Vielzahl von Holzschnitten, die die verschiedenen Themen bildhaft dem Leser vor Augen stellen sollten. Die Darstellung eines Benediktinermönchs stammt aus der Ausgabe von 1575. Erkennbar ist er an seiner dunklen Kutte. Mit seiner rechten Hand berührt er ein aufgeschlagenes Buch. In der Linken hält er den auf irische Mönche zurückgehenden Krummstab, dessen Krümme von Akanthusblättern geziert wird. Der Überlieferung nach geht der Benediktinerorden auf den um 480 geborenen Benedikt von Nursia zurück, der als asketischer Einsiedler in den Bergen Latiums lebte. 529 gründete er mit einigen Gleichgesinnten auf dem Monte Cassino das gleichnamige Kloster. Für die dortige Gemeinschaft verfasste er um 540 die sogenannte »Regula Benedicti«, die Benediktsregel, die zur Grundlage des gesamten Ordens wurde und auch im Martinkloster galt. Ihre Hauptpunkte betreffen die Bereiche zölibatäres Leben, einfache Ernährung und feste Zeiten für Gebet, Lesung, Arbeit und Schlaf. Den Mittelpunkt bildeten neben dem Gehorsam vor allem das Schweigen und die Demut.



Holzschnitt
Benediktiner Mönch
Datierung: 1544

Glaube und Kommerz



Der heilige Rock gilt als die bedeutendste Reliquie Triers. Erstmals erwähnt im 11. Jahrhundert ist es den Gläubigen seit mehreren hundert Jahren möglich, in unregelmäßigen Abständen einen Blick auf die Tunika Christi zu werfen. Nach der Französischen Revolution war das Schicksal des Heiligen Rocks in Trier jedoch ungewiss. Der Dom stellte keinen sicheren Ort mehr für diese wertvolle Reliquie dar. Kurz bevor Trier von französischen Truppen eingenommen werden konnte, verbrachte man die Tunika zunächst nach Würzburg, anschließend nach Bamberg und schließlich nach Augsburg. Erst im Jahre 1810, dem Jahr aus dem das gezeigte Stoffbild stammt, kehrte der Heilige Rock durch die Initiative des von Napoleon als Bischof von Trier eingesetzten Charles Mannay (1745-1824) an die Mosel zurück und konnte das erste Mal nach 155 Jahren wieder ausgestellt werden. Der Stellvertreter des Diözesanbischofs, der Generalvikar Anton Cordel (1760-1826), der mit der Rückführung des heiligen Rocks beauftragt worden war, hielt die Reaktionen auf die Rückkehr in einem Bericht fest: »Auch druckte man auf Seide und Papier unzählige Herrgottsrock; Goldschmied und Gürtler machten derer in Gold und Silber, Kupfer und Zinn.« Das den Heiligen Rock im Trierer Dom zeigende Stoffbild von 1810 war ein typisches Wallfahrtsandenken, ein »Herrgottsrock«, genau in diesem Sinne.



Stoffbild, Heilig Rock
Datierung: 1810

»... ohne Bedenken eine Kachel aus meinem Ofen schenken.«

Kachelöfen werden zur Beheizung von Wohnräumen genutzt und außerhalb der Brennkammer mit Ziegeln oder Schamotte ummauert und mit speziellen Ofenkacheln belegt. Die im Brennraum entstehende Hitze wird von der umgebenden Masse gespeichert und langsam an die Raumluft abgegeben. Dabei gilt: je mehr Masse, desto größer die Speicherkapazität. Auch die Wärmeabstrahlung wird von der Größe der Oberfläche bestimmt. Speziell für diesen Zweck wurden sog. Becher- oder Topfkacheln entwickelt, die in die verputzte Oberfläche eingesetzt wurden, um sie zusätzlich zu vergrößern. Im Laufe der Zeit wurde die komplette Außenfläche mit Kacheln besetzt. In repräsentativen Räumen wurden äußerst dekorative Kachelöfen installiert, die künstlerisch bearbeitet, bemalt oder mit Reliefs verziert, mit verschiedenen Gesims- und Eckausformungen und bekrönenden Aufsätzen ein Schmuckstück im Raum und Teil der Innenausstattung waren. Für die Bürger- oder Klosterstube war die grün glasierte Ofenkachel ein Klassiker. Das bei den archäologischen Grabungen am Martinskloster im historischen Bauschutt gefundene Fragment stammt aus dem 16. Jahrhundert und war in einem Ofen in den Räumen des Klosters eingebaut.



Kachelofenfragment
Datierung: 16. Jh.

Hyperfraktioniert



Nachdem die fossilen Energieressourcen der Erde gänzlich verbraucht und sich die Beschaffung energiehaltiger Substanzen von Nachbarplaneten als unwirtschaftlich erwiesen hatte, brachte intensive Grundlagenforschung die Erkenntnis, dass die Einsteinsche Idee* von der latenten Energie jedweder Materie insbesondere auf poly-veresterte Pflanzenöle anwendbar ist, die beim Einsatz in superfrequenten Gravitations-zentrifugen enorme Energiepotenziale freisetzen. Gesteigert wird der Energie-Ertrag noch in einer hyperbolischen Funktion in Abhängigkeit vom Alter der „Öl-Pflanze“. Dies hatte zur Folge, dass mehr- bzw. vieljährige öl-spendende Pflanzen (bspw.: Haselnusssträucher, Walnussbäume oder Buchen) zur zentralen Säulen der Energieversorgung avancierten. Deswegen wurde die Studierendenwerk Trier AöR im Jahre 2208 zu einer öffentlich-rechtlichen Energieholding umfirmiert, die fortan den Studierenden ihre vielfältigen sozialen Dienstleistungen kostenfrei zur Verfügung stellen konnte, da im Gegenzug die Ölerträge der mehrhundertjährigen Rotbuche im Innenhof des Martinsklosters beachtliche Erlöse beim Verkauf des begehrten Rohstoffs an die kommunale Erzeugergenossenschaft erzielten.

* Der 26jährige Angestellte Albert Einstein fand damals die magische Formel $E=mc^2$, die bedeutet: 25 Millionen Kilowattstunden = ein Gramm Materie. Ein Gramm beliebiger Materie - etwa ein Gramm Eisen, Holz, Wasser, Apfelkuchen, Seide, Glas oder Luft - liefert, wenn es vollständig vernichtet wird, 25 Millionen Kilowattstunden Energie, soviel wie eine deutsche Stadt mit 25 000 Einwohnern durchschnittlich im Jahr verbraucht. Materie war also nach Einstein nichts anderes als »eingefrorene geballte Energie«. [Quelle: <https://www.spiegel.de/wissenschaft/der-supersprengstoff-a-8428e620-0002-0001-0000-000043064f56>, abgerufen am 9.9.2021]



Hyperfraktioniertes
Bucheckernöl
Herkunft: Kommunale
Erzeugergenossenschaft
„Energie-Öle - von hier &
nachwachsend“, Trier
Datierung: 2224

Vom Feinsten

Bei den Ausgrabungen auf dem Gelände vom »Haus am Baum« fanden die Archäologen diesen Rest eines bearbeiteten Tiergeweihs mit Gehrungsschnitt. Achtlos weggeworfen gehörte das Fragment mit seinem exakten Winkelschnitt ehemals offensichtlich zu einer Rahmung oder einer Arbeit für einen Tabernakel. Darauf deuten auch Reste von Klebstoffen und andere Veränderungen der Oberfläche hin. Aus dem sakralen Bereich sind bis heute erstaunlich fein gearbeitete Bearbeiten überliefert. Am bekanntesten sind dabei wohl Schnitzereien aus Elfenbein.



Hinter Schloss und Riegel



Um das Jahr 1600 waren Schlösser wie das gezeigte weit verbreitet. Ihre Konstruktion stellte hohe Handwerkskunst dar. Frühe Exemplare wurden mit einfachen Schlagfedern versehen, welche kalt gehämmert wurden, um ihre Federkraft zu erhöhen. Schwierig war auch die Fertigung des Eingerichtes, das auf den Schlüsselbart abzustimmen war. Dieses eigenständige Bauteil ist ein Sicherungsmechanismus, vergleichbar mit den Profilzylindern in modernen Schlössern. Es stellt sicher, dass der Schlossmechanismus nur mit dem zugehörigen Schlüssel betätigt, das Schloss also nur so geöffnet werden kann. Zum Schutz der Mechanik wird der Schlosskasten in manchen Fällen noch mit einer schützenden Schlosdecke versehen, die hier jedoch fehlt. Das vorliegende Exemplar verfügt lediglich über ein schlichtes Schlossblech, auf dem die gesamte Schlossmechanik montiert ist. An seinem breiteren Ende befindet sich eine Schlagfeder, die ihre Kraft auf eine Scheinfeder überträgt, die wiederum die schließende Falle in Position hält. Das Schlüsselloch war mit hoher Wahrscheinlichkeit für einen Hohldornschlüssel mit Bart vorgesehen, der die Falle betätigt und somit die Tür öffnen konnte. Viele barocke Schlösser waren so konstruiert, dass sie auch auf der Türäußenseite sichtbar waren. Aus diesem Grund wurden die jeweiligen Schlossbleche häufig mit floralen Ornamenten verziert. Es ist denkbar, dass ähnliche Schlösser im 16. und 17. Jahrhundert auch an den Türen des Martinsklosters die Räume vor ungewolltem Zugang bewahrten.



Türschloss
Datierung: 17. Jh.

Von gepflegter Gastlichkeit

In den Jahren 1808/09 wurde das Martinskloster, das seit der französischen Revolution nicht mehr in sakralem Kontext genutzt wurde, zu einer Fabrik umfunktioniert. Mit Zustimmung der französischen Verwaltung wurde unter dem Namen »Manufacture à St. Martin près Trèves« von Christian Josef Deuster (1766-1823) eine Porzellanmanufaktur gegründet. Sie hielt in Teilen des klösterlichen Gebäudekomplexes samt Mühle Einzug. In der Mühle konnte die importierte Porzellanerde zu feinem Pulver gemahlen werden, und auch die Lage direkt an der Mosel hatte ihre Vorteile: Die Flussanbindung bot beste Voraussetzungen für die Lieferung der Rohstoffe und den Transport der Service, die in der Manufaktur gefertigt wurden.

Die Porzellanfabrik sollte eigentlich bei der wirtschaftlichen Entwicklung der Region helfen. Doch hatte sie einen schwierigen Start. Zwar produzierte sie schöne Teeservice oder Saucieren – wie die gezeigte, deren Provenienz allerdings nicht als gesichert gilt –, doch währten die anfänglichen Erfolge nicht allzu lange. 1812 rettete eine Gruppe von Geldgebern die Manufaktur vor dem Bankrott, indem das Unternehmen zu einer Aktiengesellschaft umgewandelt wurde. 1814 schon wieder geschlossen, wurde die Manufaktur sodann im Frühjahr 1816 unter der Leitung des Unternehmers und Trierer Stadtrats Peter Marx (1763-1831) wiedereröffnet und erlebte eine kurze Blütezeit. Ungefähr 50 Mitarbeiter waren in dieser Zeit dort tätig und sie besaß eine eigene Verkaufsstelle am Trierer Hauptmarkt. Bereits 1821 musste die Manufaktur jedoch abermals – diesmal endgültig – aufgrund hoher Betriebskosten und der hohen französischen wie niederländischen Schutzzölle geschlossen werden.



Sauciere
Datierung: Anfang 19. Jh.

Nach Strich und Faden



Weben ist eine bereits seit Jahrtausenden bekannte Technik zur Herstellung von Textilien. Sie wurde im Laufe der Zeit immer weiter entwickelt, wobei sich das Prinzip jedoch nicht verändert hat. Zwei Arten von Webstühlen sind für die römische Zeit nachgewiesen: Der Zweibaumwebstuhl und der Gewichtwebstuhl. Beide waren in den verschiedenen Provinzen des Imperiums weit verbreitet.

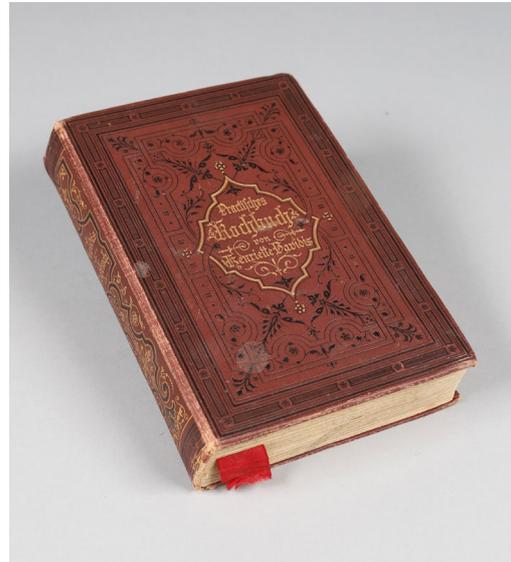
Bei einem stehenden Webstuhl, auch Gewichtwebstuhl genannt, wurden die senkrecht verlaufenden Kettfäden am unteren Ende mittels Webgewichten beschwert. Diese waren erforderlich, um die Spannung der Kettfäden während des Webvorgangs gleichmäßig gespannt zu halten. Die Gewichte, aus Ton oder Steinen gefertigt, haben sich über einen langen Zeitraum erhalten, während die hölzernen Webrahmen im Wesentlichen nur noch als Bildzeugnisse überliefert sind. Das hier gezeigte Webgewicht wurde bei den archäologischen Ausgrabungen gefunden, die anlässlich des Neubaus vom »Haus am Baum« durchgeführt wurden und belegt die römische Wohnnutzung des Areals.



Heute back' ich, morgen brau' ich

»Zuverlässige und selbstgeprüfte Rezepte zur Bereitung von verschiedenartigen Speisen, kalter und warmer Getränke, Gelees, von Gefrorenem, Backwerken, so wie zum Einmachen und Trocknen von Früchten« – so nennt sich das erstmals 1845 unter dem Haupttitel »Praktisches Kochbuch für die gewöhnliche und feinere Küche« erschienene Kochbuch der aus Westfalen stammenden Henriette Davidis (1801-1876). Sie war eine der ersten und erfolgreichsten deutschen Kochbuchautorinnen, deren Werk in keinem guten Haushalt fehlen durfte. »Mutter des Kochbuchs« wird sie genannt. Der Erfolg zeigt sich hier in der 28. Auflage von 1887 in einer Bearbeitung von Luise Rosendorf (1821-1890), der noch viele weitere Auflagen folgen sollen. Die in diesem Buch enthaltenen grundlegenden Kochrezepte und auch ansonsten heute noch lehrreichen Inhalte sind so umfassend, dass sich auch im aktuellen Sortiment der Verlage noch Neuauflagen finden.

Das Buch beinhaltet ein Stück historischer Alltagskultur – von der Alltagsküche und Zubereitung einfacher Speisen bis zur herrschaftlichen Tischkultur mit Anregungen für die gedeckte Tafel und Menüvorschlägen für besondere Anlässe. Es ist zugleich als Lehrbuch für Anfänger konzipiert, das neben einer Einführung in die Küchentechniken der Zeit ebenfalls eine umfassende Warenkunde bietet. Hier sind nicht nur Rezepte zu finden, sondern auch jede Menge Tipps und Ratschläge für ein gutes Gelingen. Ein wichtiger Aspekt des Buchs ist die ausreichende Vorratshaltung für die Verpflegung einer Familie und die ansonsten im Haushalt zu Versorgenden. Ausführlich behandelt werden zudem Themen wie das Einmachen und Konservieren oder die Zubereitung von Krankenkost, die bereits in den mittelalterlichen Klosterküchen eine zentrale Rolle spielten.



Praktisches Kochbuch
für die gewöhnliche
und feinere Küche
Datierung: 1887

Sprudelnd: Produktdesign und Sekt



Es ist ein fiktives Bauwerk, eigentlich eine Schimäre aus dem tatsächlichen Gebäude der Sektkellerei St. Martin und dem Spätrenaissancebau des Martinsklosters, das auf dieser Werbepostkarte zu sehen ist. Besonders zeigt sich dies an der nordöstlichen Seite der Fassade rechts im Bild, wo dem einen, wirklich vorhandenen Giebel, ein zweiter beigegeben wurde, so dass diese Front ein ähnliches Aussehen erhält, wie der Klosterbau auf der anderen Seite der Mosel. Und diese Kombination sowie der verwendete Name sind nicht zufällig gewählt. Zum einen liegen das Weingut und das Martinskloster in Sichtweite zueinander. Zum anderen aber heißt die Straße, an der die »Villa Klara«, so der Name des stattlichen Gebäudes in dem später die Weinkellerei Leonard Kreusch GmbH & Co. residierte, »Martinerfeld«, was bis heute die ehemalige Zugehörigkeit des betreffenden Flurstücks zum Landbesitz des Martinsklosters dokumentiert. Die St. Martin-Sektkellerei bestand zwischen 1898 und 1949 und produzierte als wichtigste Marken St. Martin Saar-Kristall und St. Martin Saar-Edelkristall. Beide Sektarten wurden aus Weinen von der Saar gekeltert und mittels der »méthode champenoise«, der klassischen Flaschengärung, hergestellt, ebenso wie die Marke »Cordon d'or (Cuvée spéciale)«, die den Anspruch hatte, eine Qualität und einen Trinkgenuss zu bieten, der den Vergleich mit französischen Champagnern nicht zu scheuen brauchte: »Vom Besten das Beste«, wie ein Werbespruch von 1925 versprach.



Werbepostkarte und Sektflasche Cordon d'or St. Martin Sektkellerei
Datierung: 1930

Wie aus einer anderen Welt

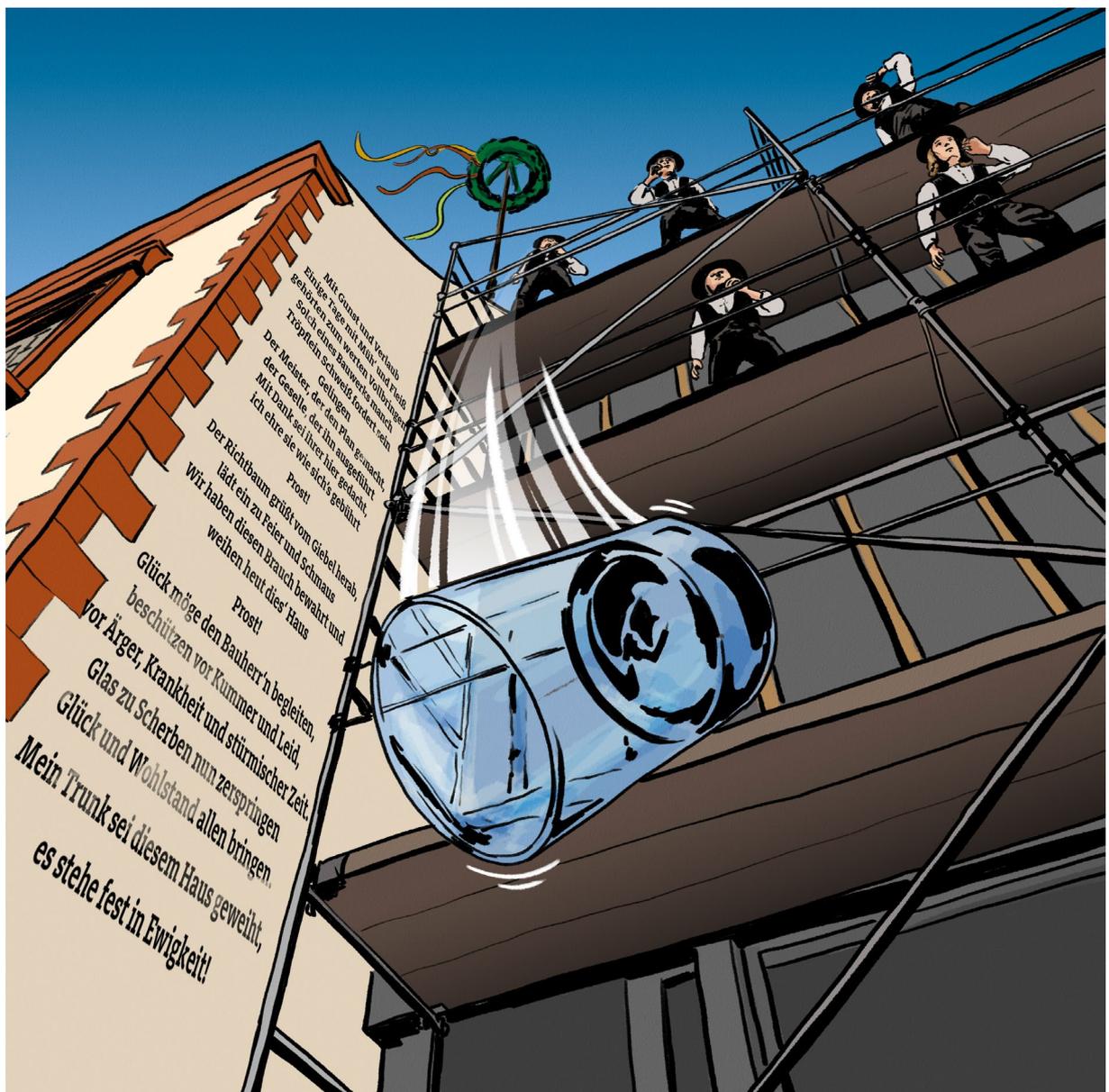
Der Stich nach einem heute wohl verlorenen Gemälde des aus Mainz stammenden Künstlers Johann Jakob Lothary (1741-1822) zeigt das Martinskloster in seiner architektonischen Gestalt kurz vor der Auflösung der Abtei. Eine ähnliche, um 1750 entstandene Ansicht von der Hand eines nicht näher identifizierbaren Malers befindet sich heute im Rheinischen Landesmuseum Trier (Inv. 79.9). Sie zeigt eine nur in wenigen Details abweichende Situation. Gut zu sehen ist der noch heute erhaltene und als Studierendenwohnheim genutzte Spätrenaissanceflügel der Anlage. Die Kirche mit dem angegliederten Kreuzgang sowie alle übrigen Gebäude existieren nicht mehr. Ebenso ist sowohl auf dem Stich als auch auf dem im Landesmuseum befindlichen Gemälde kein Baum innerhalb der Klosteranlage zu erkennen. Das wäre bspw. dadurch zu erklären, dass der Baum 1737 im Zusammenhang mit der Rückkehr der Mönche ins Kloster gepflanzt wurde; weil die Mönche so die gut überstandene Kriegszeit symbolisch beenden wollten. Der junge und noch nicht hoch gewachsene Baum wäre also zum Zeitpunkt der Bilderstellung aus dieser Perspektive noch nicht zu erkennen gewesen.



Stich
Benediktiner-Abtei
St. Martin zu Trier
Datierung: 1890

... es stehe fest in Ewigkeit

Auf den ersten Blick sind es nur Glasscherben. Doch es sind Zeugen des Richtfests vom »Haus am Baum«, das am 5. November 2021 unter Coronabedingungen stattfand. Weswegen im "kleinen Kreis" und mit eigenem Hygienekonzept auf Abstand gefeiert werden musste. Außer den Bauarbeitern (sie wurden nach altem Brauch zu einer deftigen Suppe eingeladen) waren nur eine handvoll weiterer Gäste zugegen, die die Bauherrnschaft bzw. das Generalunternehmen repräsentierten. Das Richtfest wird gefeiert, sobald der Dachstuhl eines fertiggestellten Rohbaus aufgerichtet ist. Das Ereignis stellt den Höhepunkt des Hausbaus dar. Wichtig sind bei diesem Brauch die Schmückung des Dachstuhls durch einen Richtbaum oder -kranz und der Segensspruch der Zimmerleute, der vor Schäden schützen und den künftigen Bewohnern des Gebäudes Glück bringen soll. Während der Ansprache wird ein Glas Wein, Sekt oder auch Schnaps getrunken und das leere Glas anschließend vom Dach bzw. Baugerüst aus auf den Boden geworfen. Wenn es zerspringt, wie dieses dickwandige Glas hier, so bedeutet das Glück für alle.



Glasscherben vom
Richtfest
Datierung: 2021

Mit Kostbarkeiten verziert

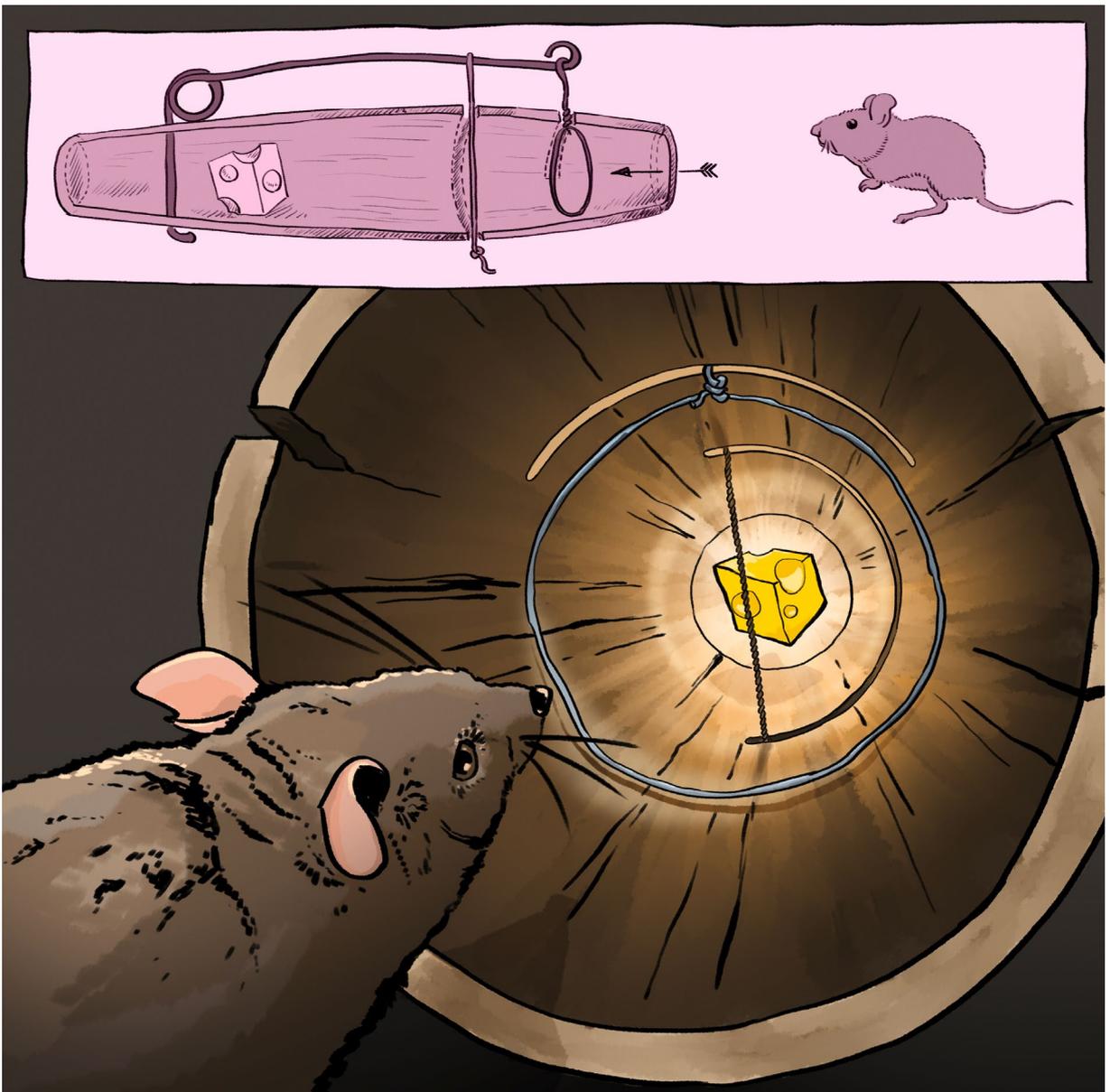
Edelsteine und Halbedelsteine wie diese waren nicht nur in der antiken Dichtung und Kultur ein wichtiges Element. Auch im christlichen Kontext kam ihnen große Bedeutung zu. Sie wurden als Schmuck für liturgische Geräte und Gefäße sowie für Prachteinbände verwendet – wie beispielsweise der im Skriptorium des Martinusklosters vom Meister Gregorii geschaffene Strahov-Evangeliar, der u.a. mit Bergkristallen und Achaten verziert wurde. Aus diesen Mineraliengruppen stammen die hier gezeigten Artefakte. Ihnen wurde eine magische Wirkung zugeschrieben, die auf das Werk und Wirken Gottes zurückgeführt wurde. So ist es nicht verwunderlich, dass die schönen Steine auch Insignien kirchlicher Macht, wie die Tiara, schmückten sowie in Zeremonien Verwendung fanden. Sie symbolisierten göttlichen Glanz sowie die Reinheit und Heiligkeit ihrer Träger.

Die symbolischen Bedeutungen der Steine und die ihnen innewohnenden magischen Kräfte wurden in einigen Schriften, wie dem »Liber lapidum« des Benediktiners Marbodius Redonensis (um 1035-1123), dem Bischof von Rennes, festgehalten. Es wurde bereits im 12. Jahrhundert ins Französische und Hebräische übersetzt, 1511 gedruckt und bis in die Neuzeit gelesen. Nicht weniger als 60 Edelsteine und ihre medizinisch-magische Wirkung werden dort in Hexametern beschrieben und auch in Bezug auf die Tugenden gedeutet. So steht beispielsweise der grüne Jaspis für einen frischen und nie welkenden Glauben und der durchsichtige Bergkristall wird mit durch Sonnenstrahlen glänzendem Wasser verglichen. Er steht für die durch gute Werke Leuchtenden.



Da beißt die Maus keinen Faden mehr ab

Mäuse gelten seit der Antike als speisevernichtende Plage. Unter den zahlreichen Mäusearten wurden vor allem die Haus- und die Feldmaus als schädlich und lästig empfunden. Während erstere sich stets in der Nähe der Menschen aufhielt, fraß letztere die angebauten Pflanzen und das Korn. Seit alters her wurden Katzen und Hunde eingesetzt, um die Plage zu stoppen. Erst in späteren Jahrhunderten machte man sich die Mausefallen zu Eigen. Es existieren zwei Sorten von Fallen: die Lebend- und die Tötungsfallen. Zu den Lebendfallen gehören die Röhren-, Käfig-, und die Reusenkorbfalle. Tötungsfallen sind Fanggeräte wie die Schlag-, die Wasser- oder die hier gezeigte Feldmausfalle. Der Aufbau dieser Falle besteht aus einem hohlen hölzernen Rohr, das an seiner Außenseite mit einem Drahtgalgen ausgestattet ist. Dieser wird mittels eines Sägeschnitts in das hölzerne Rohr eingeführt. Der Galgen wird an einem Federstab aufgehängt und mit einem Faden gespannt, hinter dem sich der Köder für die Maus befindet. Damit sich die Maus also den Köder schnappen kann, muss sie in jedem Fall an dem Faden vorbei oder den Faden durchbeißen, was sodann den tödlichen Mechanismus auslöst. Innerhalb der unterschiedlichsten Zeitabschnitte fanden solche Mausefallen sicherlich auch im Martinskloster bzw. in der Martinsmühle ihre Verwendung. Denn besonders in den Mühlen entstanden, wenn nicht durch geeignete Gegenmaßnahmen verhindert, durch Mäusefraß große Schäden.



Mausefalle
Datierung:
um 1880 / 1900

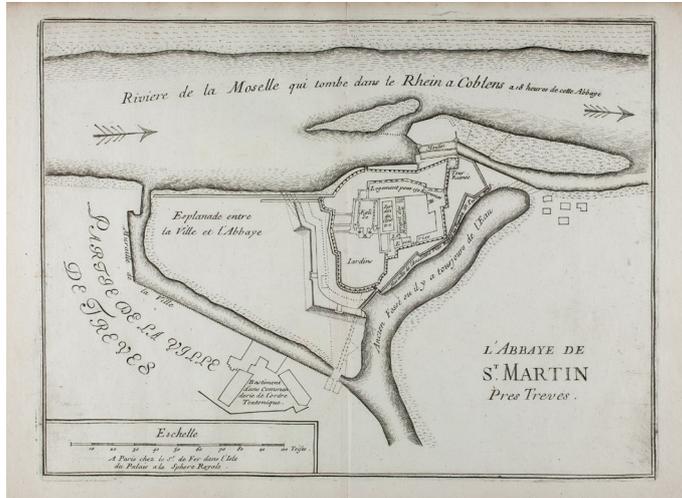
Ich geh mit meiner Laterne

Kaum ein anderer Heiliger ist durch seinen Kult so im kulturellen Gedächtnis verankert, wie der Hl. Martin von Tours. Um den 11. November eines jeden Jahres, dem Gedenktag des Heiligen, ziehen Kinder mit ihren erleuchteten Papierlaternen durch Dörfer und Städte. Schon seit fränkischer Zeit lässt sich die besondere Verehrung des Hl. Martin beobachten, die sich mit der zunehmenden Christianisierung auch der rechtsrheinischen Gebiete zunehmend verbreitete. Die Verwendung von Laternen – oder auch Lampions – in diesem Zusammenhang lässt sich auf den Lichterbrauch bei den Lutheranern in Thüringen zurückführen. Denn am Geburtstag Luthers, der am 10. November, einen Tag vor dem Martinstag, geboren wurde, stellten sich Kinder auf dem Domplatz in Erfurt mit Papierlaternen auf, um Martin Luther zu gedenken. Schnell entwickelte sich dieses stille Gedenken an den Reformator zu einem deutschlandweiten Phänomen, das sich zunehmend allgemein auf das Gedenken an den Hl. Martin verlagerte. Das hier gezeigte Exemplar einer Martinslaterne stammt aus der Barockzeit. Zum Abschluss eines Martinszugs werden in weiten Teilen des deutschsprachigen Raums traditionell »Weckmänner«, aus Hefeteig und Rosinen bestehende Gebäckteilchen oder auch mit Zucker bestreute »Martinsbrezeln« verteilt, die die Kinder dann in Erinnerung an den barmherzigen Akt des römischen Reiters miteinander teilen.



Barocke Faltlaterne
Datierung: 17. / 18. Jh.

Das Kloster als Festung



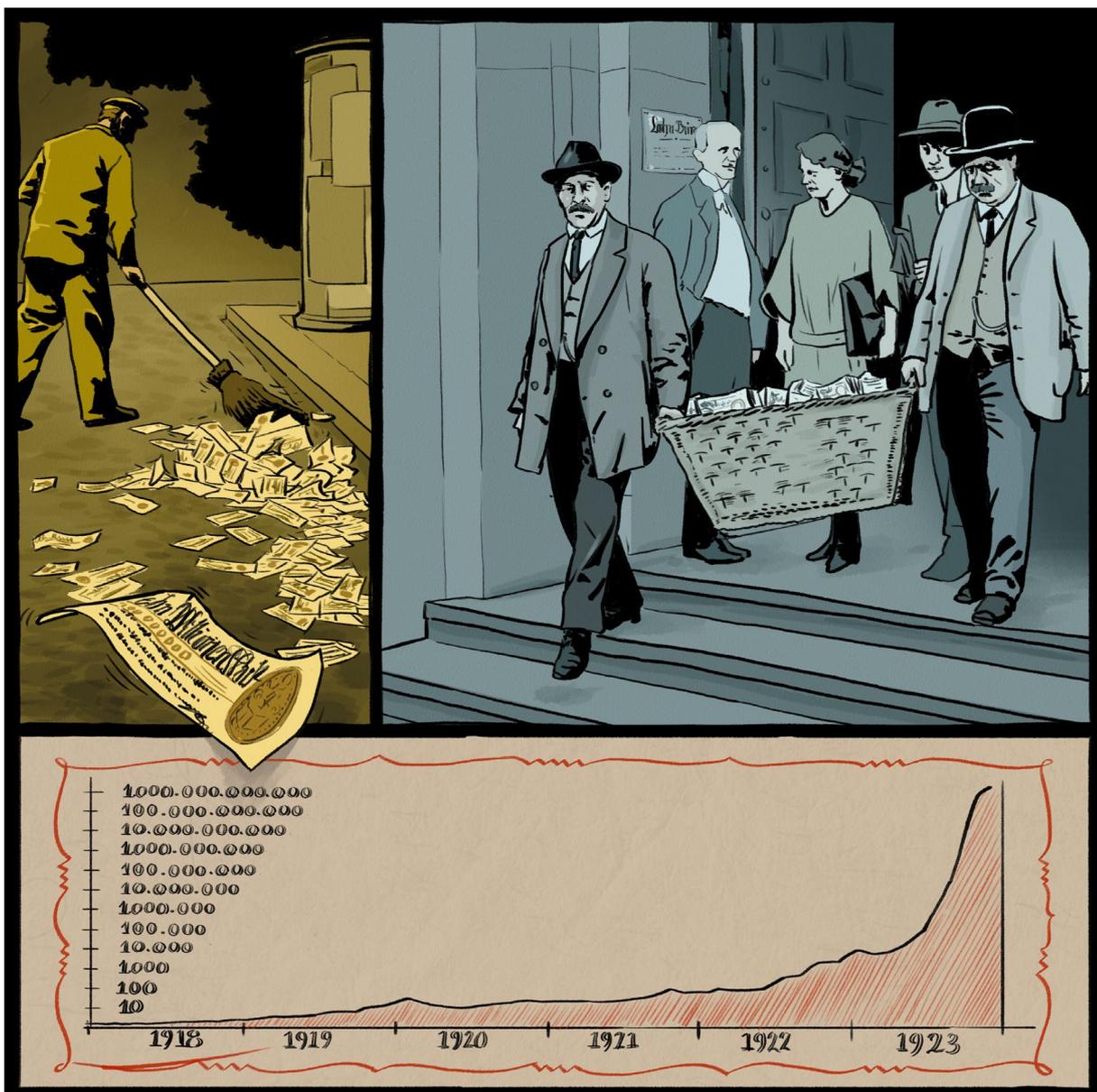
»L'Abbaye de St. Martin« – das Martinskloster erscheint auf dem von Nicolas de Fer (1646-1720) gefertigten und verlegten Kupferstich in kartografischer Präzision. De Fer hatte sich darauf spezialisiert, Karten der von französischen Truppen in den Kriegen seiner Zeit eroberten oder besetzten Städte und Gebiete zu publizieren, die ihren Betrachtern zur Dokumentation des Zeitgeschehens dienen konnten. Der vorliegende Stich stammt aus »Les Forces de l'Europe ou description des principales villes« von 1693. Auf ihm interessiert den Künstler nicht die architektonische Erscheinung des Trierer Martinsklosters, sondern seine fortifikatorische Grundrissdisposition unter französischer Besetzung zur Zeit des Pfälzischen Erbfolgekriegs (1688-1697). Klar zu erkennen ist die Anlage der Kirche, des Kreuzgangs und der Unterkünfte der Mönche, die zusammen eine geschlossene, wenn auch unregelmäßige Vierflügelanlage bilden. Sie umschließen einen als Garten ausgewiesenen Innenhof. Der heute noch vorhandene Gebäudekomplex entlang des Moselufers wird als Unterkunft für 150 Soldaten bezeichnet. Zur Stadt hin ist das Gelände mit einer Mauer und Bastionen abgesichert. Ebenfalls zu diesem Zeitpunkt noch gut erkennbar: die – strategisch günstige – »Insellage« des Klosterareals.



Millionär für einen Tag

»Dieser Gutschein wird von den städtischen Kassen in Zahlung genommen. Er verliert seine Gültigkeit 14 Tage nach Aufkündigung in den Trierer Ortsblättern. Die Stadtgemeinde Trier haftet für die Einlösung.« Dieser Notgeldschein dokumentiert mit faksimilierter Unterschrift vom 10.09.1923 des Trierer Beigeordneten Christian Stöck in Vertretung des Oberbürgermeisters der Stadt einen der Höhepunkte der galoppierenden Hyperinflation des Jahres 1923. Bedingt durch die enormen Kosten des Ersten Weltkrieges und die nach dem Kriegsende damit einhergehende Steigerung der im Umlauf befindlichen Geldmenge zur Senkung der Staatsverschuldung erlebte Deutschland in den Jahren zwischen 1919 und 1923 eine nie zuvor dagewesene Geldentwertung. Kostete etwa das Porto für einen Brief im Januar 1919 noch 15 Pfennige, so stieg der Preis zum Januar 1923 auf 50 Reichsmark, bevor er sich dann auf über 1.000 Mark im August, fünf Millionen Mark im Oktober und schließlich auf eine Milliarde Mark kurz vor der Währungsreform im November 1923 erhöhte. In jener Zeit gab jede Kommune in Deutschland eigenes Notgeld aus.

Den Entwurf für den im September 1923 ausgegebenen 10-Millionen-Reichsmark-Schein, der im ganzen Regierungsbezirk Trier gültig war, lieferte Fritz Quant (1888-1933) aus Trier. Quant hatte an der Staatlichen Akademie für grafische Künste und Buchgewerbe in Leipzig sowie an der Kunstgewerbeschule in München studiert und zählt heute zu den produktivsten Künstlern der Trierer Region. Quant war vielfach auch als Gebrauchsgraphiker tätig. In diesem Zusammenhang fertigte er den vorliegenden Notgeldschein. Er zeigt auf seiner Rückseite eine Interpretation der Stadtansicht Triers von Matthäus Merian von 1646 mit dem Martinskloster im linken Bildvordergrund. Seine Vorderseite ist geprägt von einer Mischung aus traditionellen Motiven sowie modernen Gestaltungselementen, die die Vertrauenswürdigkeit des Staats vermitteln sollen.



Trierer Notgeld
Fritz Quant
Datierung: 1923

»Und es hat Zoom gemacht...«



Befeuert durch zahlreiche Science-Fiction-Geschichten und -Filme des ausgehenden 20. Jahrhunderts, widmete sich die Wissenschaftscommunity eine lange Zeit der Realisation des »Beamens«... leider mit mäßigem Erfolg. Nachdem sich sehr früh das Beamen lebender Organismen als gänzlich unrealisierbar erwiesen hatte, scheiterte zuletzt das Beamen toter Materie an den kosmischen Übertragungsstörungen aufgrund der Sonnen-Protuberanzen, die sich technisch (abgesehen von sehr kurzen Übertragungsstrecken unter Laborbedingungen in unterirdischen Kapsel-Höhlen) nicht abschirmen ließen und dazu führten, dass das zu beamende Objekt nie im Originalzustand am Bestimmungsort ankam... von den benötigten Energiemengen im Terawattstunden-Bereich ganz abgesehen.

Ein bewusst vollzogener technologischer Rückschritt brachte dann den logistischen Durchbruch, in dem die zu bewegend Güter gezoomt statt gebeamt wurden, mit dem Erfolg, dass die globale Logistik einen Quantensprung erfuhr, weil nur noch knapp 1 % der Transportkapazitäten benötigt wurden, wie am ausgestellten Studibuden-Stuhl gut zu erkennen ist. Logisch, dass auch die Studibuden der Zukunft über einen im Flurbereich deckenmontierten Re-Zoomer verfügen, der die mit gewöhnlicher Post gelieferten Dinge im Handumdrehen in die Originalgröße zurück verwandelt, der Pre- und Remolekularisierung sei Dank.



Der Zoom-Stuhl
Material: Pre-
molekularisierte
AEKI©Matritze
Herkunft: AEKI-Zoom-
Center, Stockholm
Datierung: 2345

Eine Stadt von Welt

In der letzten, vom Herausgeber noch selbst überarbeiteten Ausgabe der »Cosmographia« von Sebastian Münster, die 1550 erschien, findet sich auch eine Ansicht der Stadt Trier mit dem Martinskloster und der zugehörigen Martinsmühle im linken Bildvordergrund. Die Stadt wird wie vom Markusberg aus gesehen. Sie gilt heute als die erste authentische Stadtansicht Triers, der auch Matthäus Merian d. Ä. (1593-1650) mit seinem Kupferstich in der insgesamt 31 Bände umfassenden »Topographia Germaniae« folgen sollte. Münster, der Trier als älteste Stadt Deutschlands natürlich in seiner Weltbeschreibung abgebildet haben wollte, wandte sich, um eine Zeichnung der Stadt zu bekommen, an den Trierer Kurfürsten Johann von Isenburg, der seinen Leibarzt Simon Reichwein mit der Ausführung dieser Aufgabe betraute. Nach dessen Arbeit fertigte der Straßburger Künstler David Kandel (um 1520-um 1590) eine Reinzeichnung, die von dem Formschneider Christoph Schweicker (um 1540-1560) sodann in Holz geschnitten wurde. Die »Cosmographia« erschien nicht nur auf Latein und Deutsch, sondern auch auf Französisch, Italienisch und Tschechisch sowie in Teilen auch auf Englisch. Das vorliegende, handkolorierte Blatt stammt aus einer französischen Ausgabe.



Stich
Sebastian Münster
Ansicht Trier
Datierung: 1550

Kühl soll's sein

Dieses Fragment eines tönernen Einhenkelkrugs wurde bei den archäologischen Grabungen auf der Baustelle vom »Haus am Baum« gefunden. Es handelt sich hierbei um dessen oberen Teil. Ob der Krug schmal oder bauchig war, ist heute nicht mehr zu sagen, da nur der Hals des Gefäßes gefunden wurde. Tonkrüge dieser Art dienten zur Aufbewahrung von Wasser oder Wein. Das Gefäß war tongrundig, rauwandig und nicht glasiert. Da unglasierter Ton nicht wasserdicht ist, kann er aufgrund seiner Porosität Feuchtigkeit aus seiner unmittelbaren Umgebung aufnehmen oder sie an diese abgeben. Diese Eigenschaft machte man sich für solche Gebrauchskeramiken zu Nutze, denn sie half dabei, den Inhalt mit Hilfe der Verdunstungskälte kühl zu halten.

Auch der doppelstäbige Henkel, der ebenfalls auf dem Gelände des ehemaligen Klosters ausgegraben wurde, gehörte vermutlich zu solch einem Ein- oder Zweihenkelkrug. Derartige Krüge waren keine individuell gefertigten Einzelstücke. Vielmehr waren sie vor Ort hergestellte Massenware. In diesem Fall waren sie vermutlich in einer der römischen Großstöpfereien gefertigt worden, die sich in der Nähe des heutigen Pacelliuferes befanden.



Dem Martin sein Brezel

In Trier führt mittlerweile kein Weg mehr an den Kolzchen Knollennasen-Figuren vorbei, die auf Stadtbussen, Reklame- tafeln oder Werbebroschüren fast omnipräsent sind. Johannes Kolz versteht es meisterlich, mit seinen sehr signifikanten Cartoon-Charakteren zumeist in Ein-Bild-Sequenzen die »Trierische Sicht auf die Dinge« auf den Punkt zu bringen. Wobei die durchaus pointierte Einsilbigkeit der Trierer Sprache hierzu das ideale Pendant bildet. Wird doch im Trierischen der Frage»satz« »Un ?« als allgemein akzeptierte und inhaltlich völlig erschöpfende Gesprächseröffnung unter Bekannten angesehen. Kein Wunder, dass also das von Johannes Kolz ersonnene Gespräch zwischen St. Martin und dem legendären Bettler mit wenigen Worten auskommt. Wobei er mit dieser Szene eine bislang noch nicht berücksichtigte Möglichkeit bezüglich des (ersten) Zusammentreffens der beiden Protagonisten erfindet: Möglicherweise ist ja die allseits bekannte Szene der Mantelteilung schon der zweite – und im Ergebnis erfolgreichere – Versuch des heiligen Martin, tätige Nächstenliebe zu leisten... Auch hierdurch zeichnet sich der auf eine freundliche Bitte hin ersonnene Cartoon von Johannes Kolz aus: Der Künstler denkt in kreativ-genialer Weise »out of the box« – ein Aspekt, der durchaus oft wegen der humoristischen Qualität seiner Zeichnungen nicht ausreichend gewürdigt wird.



Die ersten wärmenden Versuche von St. Martin begeisterten eher indirekt...



Unter den Talaren kein Muff von tausend Jahren



Generationen von Studierenden der Universität Trier kannten und schätzten den »Grünschnabel«, eine Zeitung, die erstmals zu Beginn des Wintersemesters 1980/81 erschien. Vom ASTA (Allgemeiner Studierendenausschuss) mit einer Auflage von 2.000 Exemplaren herausgegeben, war sie als Informationsbroschüre von Studierenden für Studierende gemacht. Sie erscheint bis zum heutigen Tag – allerdings nunmehr digital und online. In ihr geht es in erster Linie darum, Studienanfängerinnen und -anfänger mit alltagstauglichen Tipps und Empfehlungen zu versorgen und ihnen einen ersten Überblick über die Universität zu geben. Der »Grünschnabel« bot ein Forum für alle im Hochschulleben agierenden Gruppen, die sich dort vorstellen und ihre Dienste anbieten konnten. So erwähnt das vorliegende Exemplar das Martinskloster als örtliche Wohnanlage für Studierende.

Während in den frühen Jahren auch große tagespolitische Themen in den Schlagzeilen des »Grünschnabels« auftauchten, beschränken sich seine Aktivitäten und Themen heute im Wesentlichen auf hochschulpolitische Themen und regionale Trierer Ereignisse. Die aktuelle Politik wird nur noch am Rande gestreift.



Warme Füße

Das Wort »Hypokaustum« bedeutet »von unten beheizt«. Die Hypokaustenheizung ist eine Erfindung der Römer. Bei dieser frühen Form einer Fußbodenheizung wurde von einer Feuerstelle außerhalb der zu beheizenden Räume heiße Luft durch ein gemauertes System unter die jeweiligen Fußböden geleitet, so dass diese sich erwärmten. Der Aufbau eines solchen Systems ist relativ simpel. Auf einem Boden unterhalb des eigentlichen Fußbodens wurden aus – wie hier zu sehen oftmals runden – Ziegelsteinen kleine Pfeiler aufgeschichtet, die, bis maximal 50 cm hoch, große Deckplatten, sog. Suspensurplatten, tragen, auf denen sodann eine Schicht aus Estrich aufgebracht wurde. Diese wurde oft mit prächtigen Mosaiken verziert. Die heiße Luft wurde mittels Rohren und Schächten in der Regel über das Dach des beheizten Gebäudes abgeführt. Ein Nachteil dieser Art Heizung war, dass die Temperatur nur eingeschränkt gesteuert werden konnte. Der Boden erhitze sich stark und das Betreten der Räume war oft nur mit Holzschuhen möglich. Auch brauchte es oft mehrere Stunden oder Tage, bis der Boden aufgeheizt war. Der hohe Holzverbrauch war sicher auch ein Grund, weshalb diese Heizung in Wohnhäusern nur für einzelne Wohnräume und Bäder genutzt wurde. Gefunden wurde der gezeigte Hypokaustenstein bei den archäologischen Grabungen auf der Baustelle vom »Haus am Baum«. Anzunehmen ist, dass dieser Ziegel ein Überrest der ursprünglich römischen Bebauung des Geländes ist.



Zwei mal drei macht vier...

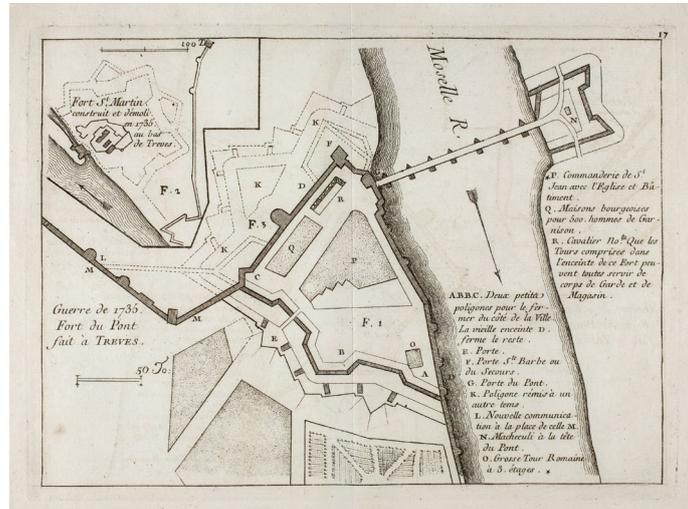
Heute besitzt jedes Handy eine Taschenrechnerfunktion. Der erste handliche elektronische Taschenrechner stammt aus dem Jahr 1967 und brachte seinem Erfinder Jack Kilby 2000 einen Physik-Nobelpreis ein, da er den ersten Integrierten Schaltkreis (Mikrochip) entwickelt hatte. Die erste Serienproduktion für den breiten Markt wurde 1970 von dem japanischen Konzern Canon durchgeführt, doch ein einzelner Taschenrechner kostete noch so viel wie ein Gebrauchtwagen. Durch ihren großen wirtschaftlichen Erfolg, die zunehmende Konkurrenz in der Herstellung durch andere Unternehmen sowie die hohen Produktionszahlen wurden die Preise zunehmend erschwinglicher, so dass auch der ein oder andere Studierende nicht nur der Ingenieurwissenschaften im Wohnheim Martinskloster sich einen eigenen Taschenrechner leisten konnte. Er löste schnell den bis dahin gebräuchlichen Rechenschieber fast vollständig ab. Die immer kleiner werdenden Geräte passen in jede Schultasche und sind durch Batterie-, Solar- oder Akkubetrieb überall einsatzbereit. Der Santron 624 ist ein wissenschaftlich technischer Taschenrechner aus dem Jahr 1975. Er war eine Eigenmarke der Firma Neckermann, die ihre Produkte als Weltmarke zu kleinen Preisen anbot. Neben den Grundrechenarten ließen sich mit seiner Hilfe auch Aufgaben aus der Trigonometrie, der Algebra lösen sowie Logarithmen als Rechenoperationen durchführen – und das kann auch heute noch kaum ein Handy, wohl aber das hier ausgestellte Artefakt, das immer noch funktionsfähig ist.



Das Fort St. Martin

Bis in die Neuzeit bildete die Mosel die Westgrenze Triers. Damit war auch das Martinskloster ein Teil der Außengrenze der Stadt und wurde dementsprechend nicht erst während des Spanischen Erbfolgekriegs (1733-1738) in deren Befestigungsanlagen integriert. Der Kupferstich zeigt die Fortifikationen Triers im Bereich um und nördlich der Römerbrücke nach deren 1735 erfolgten, umfangreichen Erweiterungen in Folge der französischen Niederlage gegen kaiserliche Truppen bei Klausen im selben Jahr. Prominent ist das von den Franzosen angelegte Fort St. Jean zu erkennen, das den Moselübergang sicherte, inklusive des Hornwerks auf der linken Moselseite. Es wurde 1737, nach Abzug der Franzosen, wieder vollständig niedergelegt.

Der im Stich links oben in Form eines eigenen Bildfeldes eingefügte Bereich ist als Fortsetzung der Befestigungen im Verlauf der Mosel nach Norden zu lesen und unten rechts als Anschluss an die Karte zu denken. Er zeigt den Bereich des Martinsklosters, in dem bereits seit dem 17. Jahrhundert mächtige Fortifikationsanlagen bestanden. Schon Kurfürst Philipp Christoph von Sötern hatte 1645 den Bau solcher Festungswerke im Bereich des Martinsklosters angeordnet, die zu seiner Zeit allerdings wohl nie ausgeführt wurden. Die Franzosen hatten das Fort St. Martin – so die Bezeichnung des befestigten Martinsklosters – mit seinen Verteidigungswerken 1735 bereits vor der Errichtung des Forts St. Jean wiederhergestellt.



Ein schlecht gedeckter Wechsel



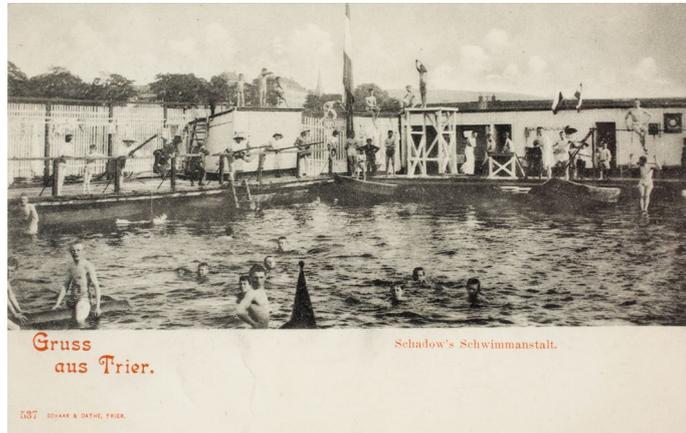
Bei einer Assignate handelt es sich ursprünglich um eine Art Staatsanleihe, die in Frankreich während der Revolution ab ca. 1791 ausgegeben wurde. Als Sicherheit dienten die 1789 säkularisierten und verstaatlichten Güter und Ländereien der Kirche. Die Assignaten konnten gegen Grundbesitz in entsprechendem Gegenwert eingetauscht werden, entwickelten sich aber zu einer Art Zahlungsmittel, das im Alltag Verwendung fand. Da die Assignaten jedoch durch Inflation schnell an Wert verloren, entschloss sich die französische Regierung, diese »Geldscheine« 1796 in einer Währungsreform abzuschaffen und gegen sogenannte »Territorialmandate« zu tauschen, die allerdings ein ähnliches Schicksal wie ihre Vorgänger erfuhren. Noch kurz vor der endgültigen Abschaffung dieser Zahlungsmittel insgesamt versuchte man in den besetzten Gebieten Deutschlands, zu denen neben den linksrheinischen Gebieten des Kurfürstentums Mainz auch die des Kurfürstentums Trier gehörten, noch die hochinflationären Assignaten und Territorialmandate in deutsches Münzgeld einzutauschen. Die ausgestellte Assignate hatte einen Gegenwert von zehn »Sous«. Der »Sou« war die kleinste Währungseinheit vor der 1795 erfolgten Einführung des Francs.

Als das Martinskloster nach seiner Überführung in staatlichen Besitz 1803 versteigert wurde, musste es in Francs bezahlt werden. Assignaten waren wertlos geworden.



Die Mosel als »Planschbecken«

Heute gibt es kein Schwimmbad mehr in der Mosel und auch so nutzt kaum einer der Stadtbewohner den Fluss im Sommer für ein kühlendes Bad. Doch im 19. Jahrhundert war das anders; seit Mitte desselben unterhielt die preußische Armee zur Ausbildung ihrer Rekruten auf der Mosel sogenannte »Flussbäder«, die aus Pontons bestanden, die über Stege mit dem Ufer verbunden waren. 1875 erwarb die Familie von Schadow das seit 1846 bei der Römerbrücke am westlichen Moselufer existierende Militärbad, das sich zu einer bekannten öffentlichen Schwimmanstalt entwickelte. Zuerst durften dort nur Männer baden. Doch schon bald richtete die Eigentümerfamilie einen speziell blickdicht abgetrennten Badeteil auch für Frauen ein, dessen Blickschutz 1906 auf Anweisung des Regierungspräsidenten auf alle Seiten des Bades ausgedehnt werden musste. Von 1902 bis 1910 existierte zudem ein eigenes Damenbad am Krahnenufer unweit des Martinsklosters, das allerdings 1910 durch ein Feuer zerstört und danach nicht mehr neu eingerichtet wurde. Die gezeigte Postkarte dokumentiert, dass »Schadows Schwimmanstalt« durchaus auch von touristischer Attraktivität war.



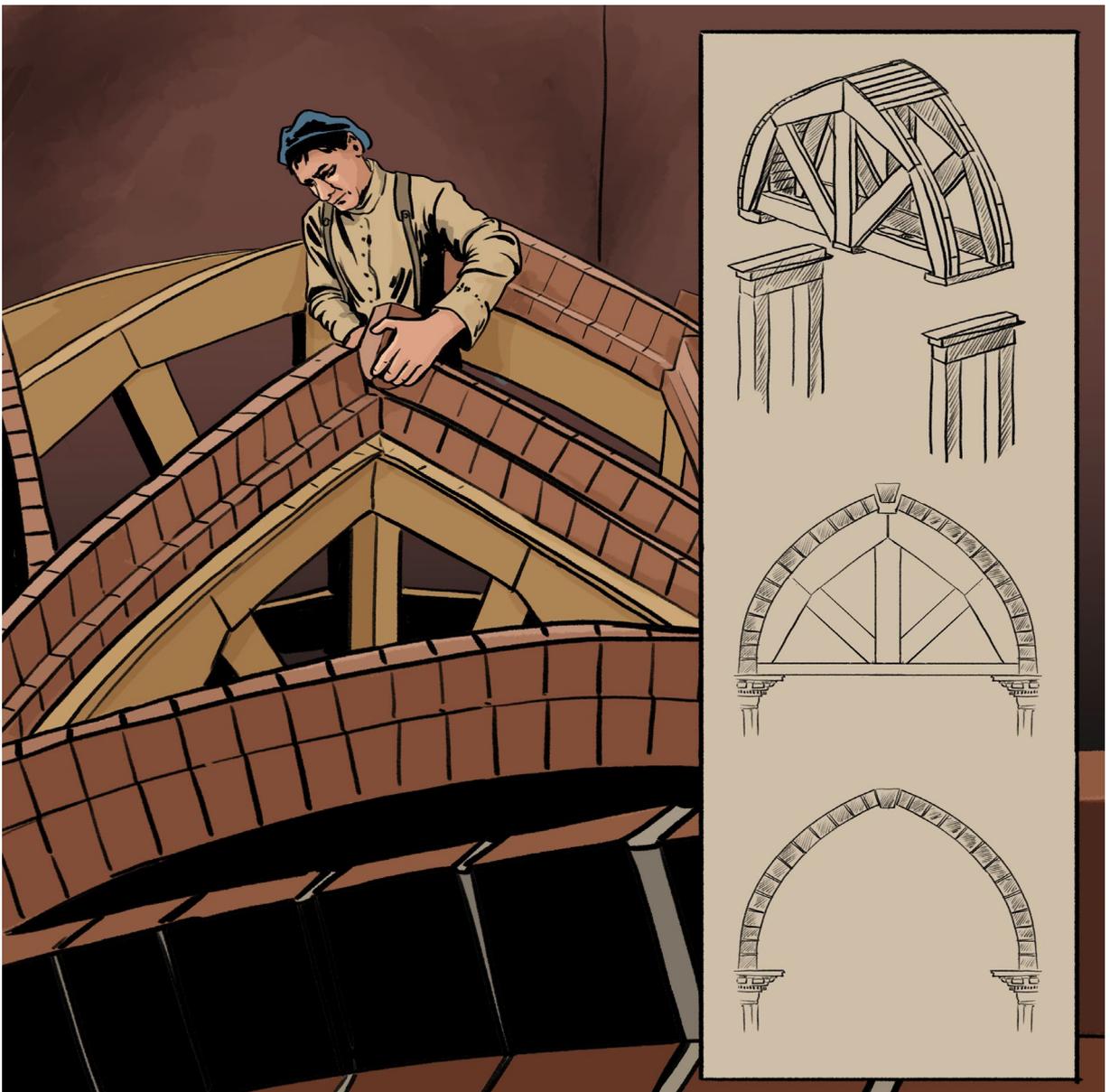
Postkarte Schadows
Schwimmanstalt
Datierung: um 1900

Eingekeit



Die Technik des Gewölbebaus ist schon seit Jahrtausenden bekannt. Über ein Leegerüst werden die Steine für das Gewölbe aufgeschichtet. Erst der Schlussstein ermöglicht schließlich die Verteilung der Lasten auf das Mauerwerk.

Bei den Ausgrabungen auf dem Gelände des Martinklosters wurde der Stein auf der Baustelle in altem Bauschutt früherer Umbauphasen gefunden. Sein ursprünglicher Standort in der ehemaligen Klosterkirche kann nicht mehr bestimmt werden. Er besteht aus Sandstein und die vielen Mörtelanhaftungen lassen den Schluss zu, dass er komplett im Gewölbe eingeschlossen und unter Putz verbaut war.



Für flüssige Kostbarkeiten

Vom späten 19. Jahrhundert bis in die Zeit der 1960er Jahre beherbergte das ehemalige Martinskloster neben verschiedenen, einander abwechselnden Gewerbebetrieben und Gaststätten auch Wohnungen. Von dieser Nutzung des Gebäudes gibt es heute nur wenige Überreste. Allerdings fanden sich bei den archäologischen Ausgrabungen auf dem Bauplatz vom »Haus am Baum« eine ganze Reihe von Glasfläschchen verschiedener Formen und Größen, die alle auf die Haushaltungen im Baukomplex zurückzuführen sind. Welche Flüssigkeiten diese Flaschen ehemals enthielten, ist im Einzelfall nicht mehr genau zu bestimmen. Manche erinnern an Essigfläschchen, andere eher an Behältnisse für Aromen, Parfüms oder Tinkturen, die in Tropfen dosiert werden. Eindeutig zu identifizieren ist lediglich das kleine gläserne Tintenfass, aus dem man ehemals mit einer Stahlfeder Tinte zum Schreiben aufnehmen konnte. Die Lagerung dieser Fläschchen in der Erde, wohin sie vermutlich durch Umbaumaßnahmen gekommen sein dürften, hat interessante irisierende Effekte auf ihren Oberflächen hinterlassen, so dass diese unscheinbaren Alltagsobjekte heute wie kleine Kunstwerke erscheinen.

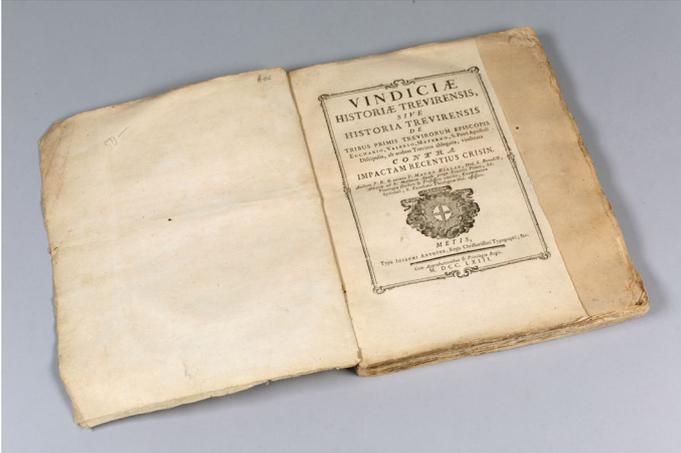


Diverse Glasflaschen
Datierung: 19. / 20. Jh.

St. Martin war sein Schicksal

Im 18. Jahrhundert kam es wie in allen christlichen Orden auch bei den Benediktinern zu einem vermehrten Interesse an der Geschichte der eigenen Kongregation. Es entstanden in diesem Zusammenhang nicht nur Werke, die die Ordensgeschichte insgesamt in den Blick nahmen, sondern auch solche Bücher, die sich auf die historische Entwicklung einzelner Abteien konzentrierten. In Trier entstanden solche Chroniken besonders für die Benediktinerabtei St. Matthias. 1652 und 1763 erschienen zwei im Druck, von denen das vorliegende Buch von Maurus Hillar (1707-1765) das zeitlich spätere ist. Die erste gedruckte Chronik stammt von Antonius Mesenich (†1682), der wie Hillar Mönch in St. Matthias war. Das Buch trägt den – auch von seinem Umfang her – barocken Titel: »Vindiciae Historiae Trevirensis, Sive Historia Trevirensis De Tribus Primis Trevirorum Episcopis Eucharzio, Valerio, Materno, S. Petri Apostoli Discipulis, ab eodem Treviros ablegatis, vindicata Contra Impactam Recentius Crisin«. Es erschien 1763 in Metz.

Hillar, der bis zu seinem Zerwürfnis mit Abt Modestus (†1758) 1751 im Kloster Novizenmeister war und nach dem Tode des Abts 1762 zum Prior ernannt wurde, beschäftigt sich in seinem Buch vor allem mit der legendären Klosterüberlieferung von der Jüngerschaft der Trierer Gründerbischöfe zum Apostel Matthias, die er gegen in seiner Zeit verschiedentlich geäußerte Kritik daran verteidigte. Er verstarb am Martinstag des Jahres 1765, weil er den ihm vom Abt zur Feier des Heiligentages geschenkten Weckmann – hierbei handelt es sich im Übrigen um die früheste Erwähnung dieses Gebäcks im westlichen Rheinland – zu hastig aß und dabei die Tonpfeife, die bis heute den Bischofsstab des Heiligen symbolisiert, vor lauter Heißhunger übersah und an ihr erstickte.



Vindiciae Historiae
Datierung: 1763

Vom Tuten und Blasen

Die kleine Orgelpfeife repräsentiert stellvertretend nichts Geringeres als eine musikalische Revolution. Ohne das klangvolle Zusammenspiel von Pfeifen dieser Art in verschiedenen Größen oblag es allein den Mönchen, durch ihren Gesang das Stundengebet im Kloster nicht nur zu einem spirituellen, sondern auch zu einem musikalischen Erlebnis werden zu lassen.

Mit der im Verlauf der Zeit zunehmenden Raffinesse im Orgelbau konnten instrumental hochkomplexe, polyphone Melodien erzeugt werden, die nicht nur die Feierlichkeit von Gottesdiensten – egal ob in Kloster- oder anderen Kirchen – steigern konnten, sondern deren Mehrstimmigkeit auch die harmonische Einheit der kosmischen Sphären symbolisieren sollte. In Deutschland finden sich einige Berichte über Benediktinerklöster, die sich einer eigenen Orgel rühmen konnten. Uns liegt erfreulicher Weise aus der Endzeit der Klosterkirche von St. Martin liegt eine konkrete, zeitgenössische Ortsbeschreibung der dort installierten Orgel vor: »Ober dem Eingang, der gegen die Mosel hin ware, stund eine Orgel.«

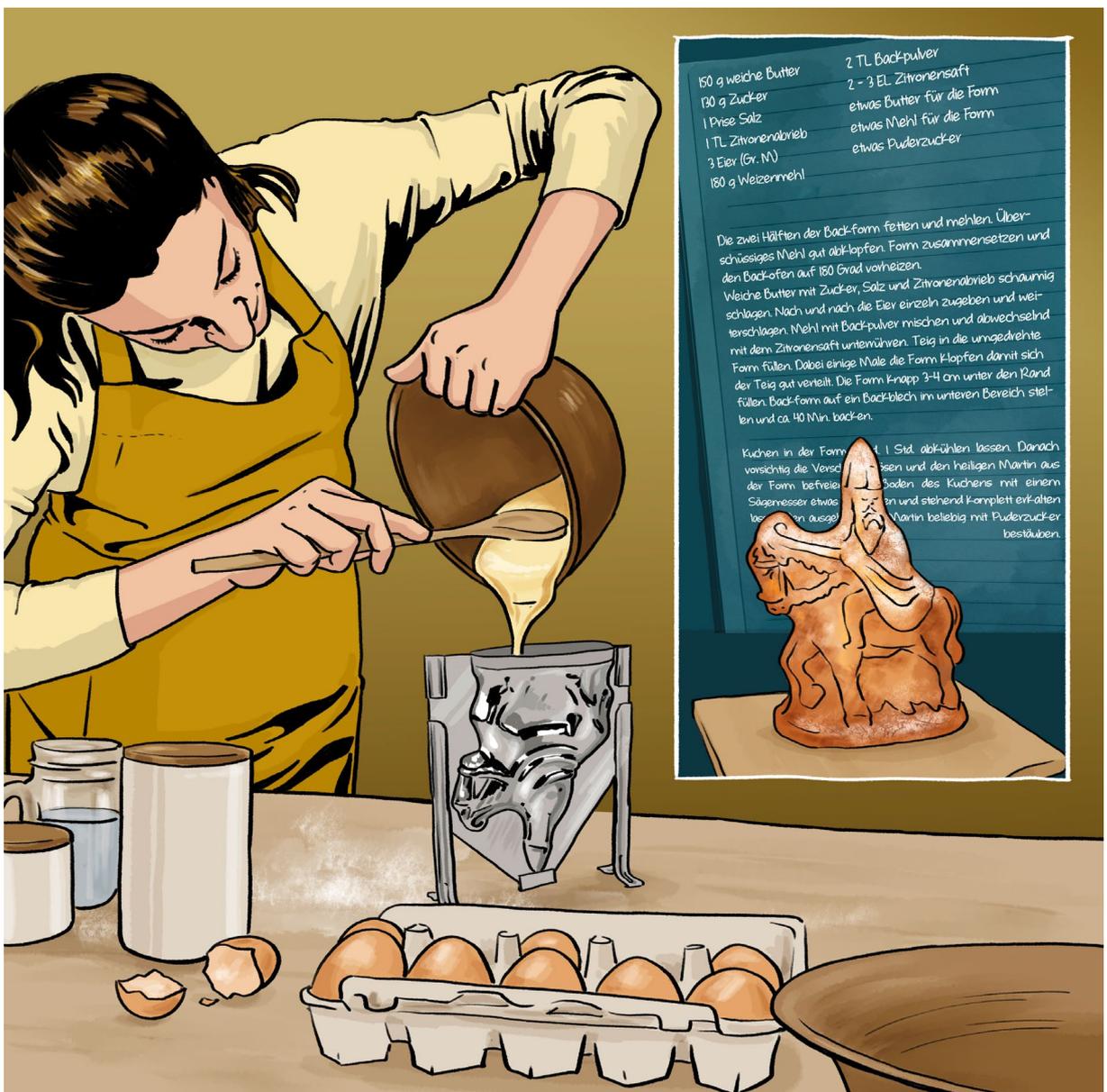


Orgelpfeife
Datierung: unbekannt

Backe, backe Kuchen



Am sogenannten Martinstag, dem 11. November eines jeden Jahres, gibt es im Rheinland traditionell Gebäck in Form von Weckmännern oder Brezeln sowie im süddeutschen Raum gänseähnliche Vögel aus Keks- oder Hefeteig. Allerdings sind dem Spektrum von möglichen Formen für Backwaren zu diesem Fest keine Grenzen gesetzt. Ähnlich wie zu Ostern Kuchen in Hasenform gebacken wird, so kann man auch zu St. Martin aus Rührteig bestehende Skulpturen zum Anschneiden fertigen, für deren Herstellung Backformen wie die gezeigte verwendet werden können. Damit sich der zähflüssige Teig gut einfüllen lässt und die Form auch im Ofen stabil stehen bleiben kann, besitzt sie Stützen, die ein einfaches Abstellen kopfüber ermöglichen. Überstäubt mit Puderzucker oder überzogen mit Glasur wird der Hl. Martin als fertiger Kuchen sicherlich auch für die Augen ein Genuss gewesen sein.



150 g weiche Butter	2 TL Backpulver
130 g Zucker	2 - 3 EL Zitronensaft
1 Prise Salz	etwas Butter für die Form
1 TL Zitronenabrieb	etwas Mehl für die Form
3 Eier (Gr. M)	etwas Puderzucker
180 g Weizenmehl	

Die zwei Hälften der Backform fetten und mehlen. Überschüssiges Mehl gut abklopfen. Form zusammensetzen und den Backofen auf 180 Grad vorheizen.
Weiche Butter mit Zucker, Salz und Zitronenabrieb schaumig schlagen. Nach und nach die Eier einzeln zugeben und weiterschlagen. Mehl mit Backpulver mischen und abwechselnd mit dem Zitronensaft unterrühren. Teig in die umgedrehte Form füllen. Dabei einige Male die Form klopfen damit sich der Teig gut verteilt. Die Form knapp 3/4 am unteren Rand füllen. Backform auf ein Backblech im unteren Bereich stellen und ca. 40 Min. backen.

Kuchen in der Form 1 Std. abkühlen lassen. Danach vorsichtig die Vorderseite lösen und den heiligen Martin aus der Form betriebsfertig schneiden. Den Boden des Kuchens mit einem Sägemesser etwas abheben und stehend komplett erkalten lassen. Den Kuchen beliebig mit Puderzucker bestäuben.

Wenn Bilder reisen

Aus der »Correspondenz-Karte«, die 1870 erstmals verschickt werden konnte, entwickelte sich im Lauf der Zeit die Postkarte sowie eine ganze Industrie, die diese für alle möglichen Orte und Lokalitäten herstellte. Schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts kamen zunehmend farbige Ansichtskarten in Mode. Ihren Motiven waren keine Grenzen gesetzt. Es gab Gruß- und Glückwunschkarten, Ansichten von Landschaften, Städten und Dörfern, es wurden Vergnügungsorte abgebildet sowie Kunst, Sport, Liebe, Erotik und viel Humorvolles thematisiert. Auch Bilder aus der Politik, von technischen Errungenschaften oder solche von Katastrophen finden sich häufig.

Für Trierer Ansichtskarten war vor allem das Panorama der Stadt von Westen her ein weit verbreitetes Motiv. Und da bot das Gebäude des Martinsklosters mit seiner repräsentativen, zum Fluss hin ausgerichteten Fassade in ihrem Vordergrund auch baukünstlerisch einen reizvollen Hingucker.



Ansichtskarten
Datierung: um 1900

Der Geist der Geschichte



Völlig losgelöst von ihrem eigentlichen Standpunkt vor dem »Haus am Baum«, schweben die drei Kreuze des 1498 von Adelheid von Besselich (*1445) gestifteten Kalvarienbergs. Geschaffen hat diesen auf der von Bernhard Maria Müller (*1948) seit 1999 in Trier betriebenen Treveris Handpresse abgezogenen Linolschnitt Konstantin Henkin, der, 1964 in der Ukraine geboren, seit 1993 in Trier lebt und arbeitet. Es ist die einzige künstlerische Darstellung des Martinsklosters mit der ehemals im Erdgeschoss des Spätrenaissanceflügels betriebenen Gaststätte.

Gaststätten gab es in und um das Martinskloster schon seit dem 19. Jahrhundert. Am bekanntesten und seinerzeit wohl auch am beliebtesten in Trier war »Mettlachs Garten«, ein Gartenlokal, das in etwa die Atmosphäre eines heutigen Biergartens gehabt haben dürfte. Quellenmäßig ist dieses Lokal nur schwer zu fassen. Auf einem alten Stadtplan ist es als am Rande des Stadtteils Zurlauben gelegen verzeichnet. Es befand sich östlich des Spätrenaissanceflügels des ehemaligen Klosters in etwa dort, wo sich heute der Innenhof der Wohnanlage befindet. Kurz durchwehte – so jedenfalls geht in Trier die Legende – diese Wirtschaft auch der »Geist der Geschichte«: Hier hätten die Offiziere des in Trier stationierten 3. Rheinischen Infanterieregiments Nr. 29 »von Horn« der preußischen Armee 1870 den Mobilmachungsbescheid erhalten. Dies lässt sich allerdings nicht anhand von Quellen belegen. Die 1929 publizierte Regimentsgeschichte enthält darauf keinen Hinweis.



Salbungsvoll

Die Salbung mit heiligen Ölen kam nach spätjüdischem und alttestamentarischem Brauch zunächst den Königen zu, nicht nur zur Legitimation ihrer Herrschaft, sondern auch um sie in Gottes Dienst zu stellen und ihre Bindung zu stärken. Dieses Prinzip wurde nach und nach auf weitere Personen und Gegenstände übertragen, sodass Salbungen bei religiösen Ritualen, von Amtspersonen, Priestern und Bischöfen sowie von Altargeräten üblich wurden und es teilweise heute noch sind. Dabei gibt es drei verschiedene Arten des heiligen Öls: das Krankenöl, das Katechumenenöl sowie das Chrisam. Sie alle bestehen im Wesentlichen aus vom Bischof oder Priester geweihtem reinem Olivenöl, wobei Chrisam zusätzlich dazu noch Balsam enthält. In der Chrisammesse, am Vormittag des Gründonnerstags oder einem anderen Tag der Karwoche werden die Heiligen Öle jeweils vom Bischof in der Kathedrale geweiht, in Gefäße gefüllt und in die Gemeinden gebracht. Zur Aufbewahrung des Öls dienen Ölfaschen, die in den Domkirchen aufbewahrt und später an die Pfarrgemeinden weitergegeben werden. In den Pfarreien werden meist gläserne Gefäße verwendet, während die kleinen Gefäße für den liturgischen Gebrauch – wie die hier Ausgestellten – aus Silber selbst, einem versilberten oder aber auch einem vergoldeten Metall bestehen und oftmals mit Gravuren verziert sind.



Gefäß für heilige Öle
Datierung: 19. Jh.

Neue Ansichten alter Dinge



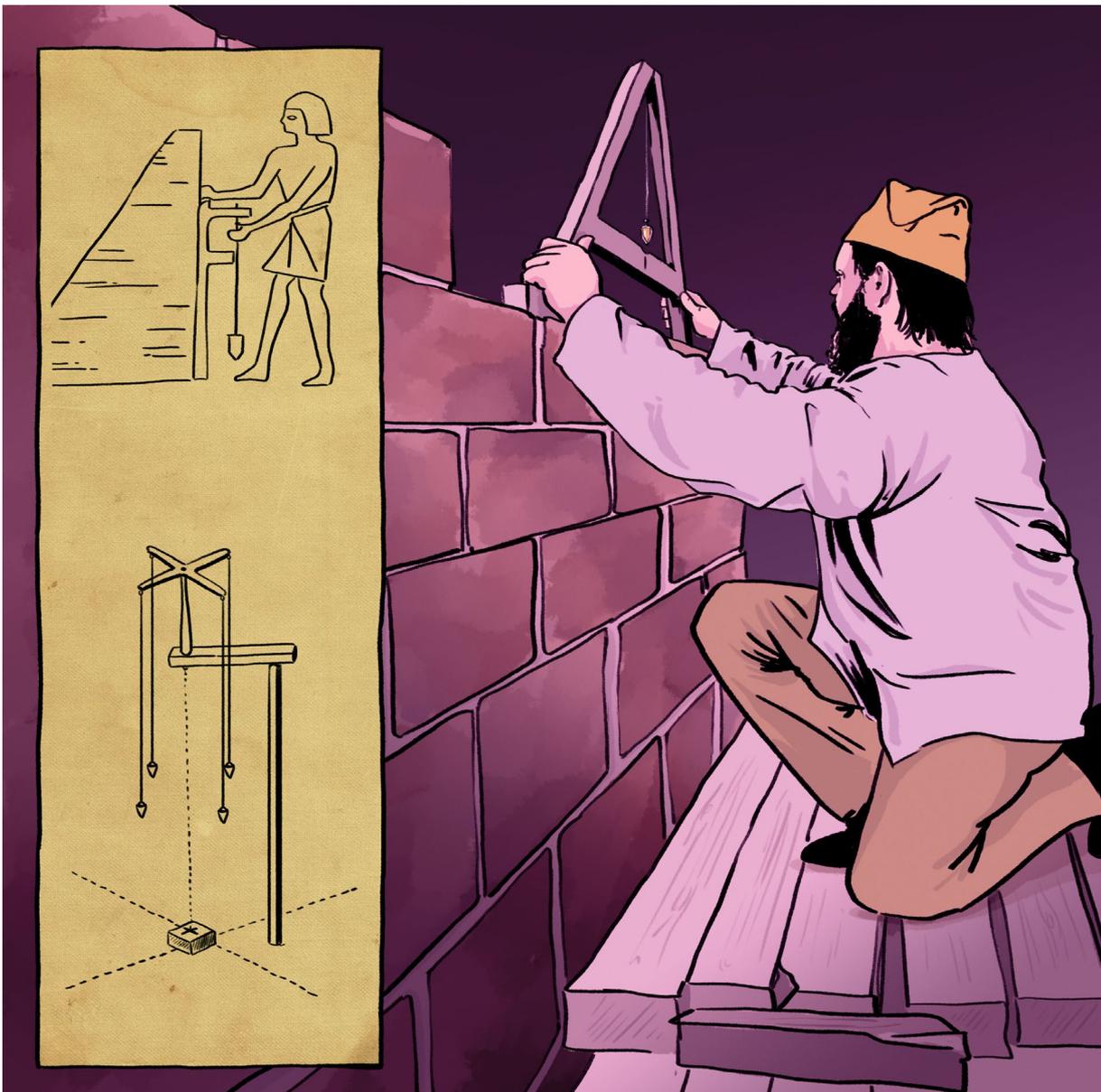
Die hier gezeigten Entwurfszeichnungen für Postkarten entstanden innerhalb eines Projekts, das im Rahmen der Partnerschaft des Studierendenwerks Trier mit der Universität im polnischen Opole stattfand. In diesem Zusammenhang kam es über Jahre hinweg regelmäßig zu Studierendenworkshops, bei denen sich deutsche und polnische Studierende zu bestimmten Themen, die vom jährlich wechselnden Gastgeber vorgegeben wurden, trafen. Diese Treffen waren vom Programm her immer sehr vielfältig und der Kreativität der Studierenden waren keine Grenzen gesetzt. So gab es beispielsweise einmal eine Projektband, die nach einer Woche Proben ihr erstes und letztes Konzert in Trier gab.

2015 kamen die Studierenden dann in Trier zu einem Treffen rund um Themen zum Martinskloster zusammen und befassten sich sowohl in historischer Perspektive als auch künstlerisch mit dem Kloster und seiner langen Geschichte. Auf den hier gezeigten Ergebnissen der künstlerischen Auseinandersetzung der Studierenden sind nicht nur die Besonderheiten oder verschiedenen Ansichten der imposanten Spätrenaissancefassade dargestellt, sondern auch der bis heute vor den Gebäuden stehende Kalvarienberg sowie der Namenspatron, der Hl. Martin von Tours, selbst.

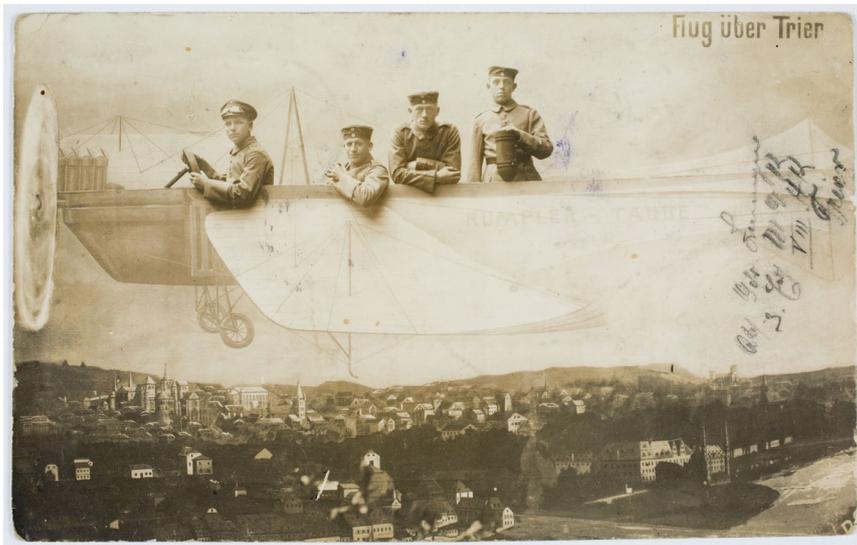


Alles im Lot?

Das Senklot (auch Maurer- oder Schnurlot, Richt- oder Senkblei genannt) ist ein »Klassiker« auf der Baustelle. Bei Maurern, Steinmetzen und Zimmerleuten ist es auch heute noch in Gebrauch, da es einfach in seiner Funktion und ohne weitere Hilfsmittel schnell einsetzbar ist. Das vorliegende Lot besteht aus einem axialsymmetrischen Metallstück aus Bronze und Eisen. Es ist kegelförmig mit einer abgerundeten, nach unten zeigenden Spitze, während oben ein kugelartiger Kopfteil angebracht ist, in dessen Öffnung eine Schnur befestigt wird. Um das Senklot richtig zu benutzen und die Lot- bzw. Senkrechte zu ermitteln, muss die Schnur ruhig festgehalten werden, bis sie eine exakte Vertikale bildet. Das hohe Eigengewicht hilft dabei, Schwingungen und Drehungen zu vermeiden. Zudem erleichtert das maßgenaue Arbeiten allen weiteren Gewerken am Bau das Einpassen ihrer Arbeiten. Aufgrund dieser wichtigen Aufgabe kommt keine Darstellung von historischen Baustellen ohne das Senklot aus. Bereits die Babylonier und Ägypter kannten und benutzten es als Hilfsmittel. Funde in Pompeji zeigen, dass die Römer das Lot, in Kombination mit einem Visierkreuz (Groma), ebenfalls in der Vermessung verwendeten und damit weite Strecken (z. B. römische Wasserleitungen) in einem aus heutiger Sicht verblüffend genauen Gefälle und Winkel bauen konnten – wie die von Riveris nach Trier, die Augusta Treverorum mit dem frischen Wasser der Ruwer versorgte. So wird das Lot auch in den unterschiedlichsten Bauzeiten im Martinskloster, ob innen oder außen, seinen Einsatz gefunden haben.



Fliegeralarm



Trier war eine der ersten deutschen Städte, die im Ersten Weltkrieg von Luftangriffen betroffen waren. Bereits kurz nach Ausbruch des Krieges fielen die ersten Bomben in der Nähe der Stadt. Zwar waren dies nur zwei, die von einem einzigen Flugzeug auf die Eisenbahnanlagen in Konz-Karthaus abgeworfen wurden, aber es sollten noch mehr und intensivere Bombardierungen kommen. 145 Mal wurde in Trier Fliegeralarm ausgelöst, bei 22 tatsächlichen Luftangriffen wurden insgesamt 347 Bomben geworfen.

Es entbehrt also nicht eines gewissen Zynismus', wenn im Jahre 1916 die vier Soldaten auf der Postkarte in einem Fotoatelier lässig als Passagiere eines etwas unbeholfen gezeichneten Flugzeugs über der Stadt – gut zu erkennen ist am Ufer der Mosel das Martinskloster – posieren und der Rechte von ihnen eine Hand auf einer Artilleriegranate abstützt, so als würde es sich dabei um eine Fliegerbombe kurz vor dem Abwurf handeln.



Fotomontage
Flieger mit Soldaten
Datierung: 1916

Mehrweg auf römisch

»GAVDEAS – Freu dich«, »REPLEME – Füll mich« und »SITIO – Ich habe Durst«- Was nach einer Vokabelktion in Latein klingt, ist an der Universität und Hochschule Trier ein Verkaufsschlager in der Campus-Gastronomie im Studiwerk Trier. Es handelt sich dabei um die Mehrweg-Kaffeebecher im römischen Design. Schon seit 2013 setzt das Studiwerk Trier damit ein Zeichen für Nachhaltigkeit und belohnt jeden Besitzer des Kunststoffbechers an den Kaffeautomaten und Ausgabetheken mit einem Rabatt von 0,10 Euro je Kaffee. Der Gebrauch von Einwegbechern hat sich seitdem erheblich reduziert.

Der historische Hintergrund: Die Idee des römischen Spruchbechers hat in Trier Tradition. Bereits im 3. Jahrhundert nach Christus stand der »Trierer Spruchbecher« europaweit für Trinkkultur und Genuss. Schon vor 1.750 Jahren nutzen die Römer und ihre Gäste schwarze Tonbecher mit weißen Trinksprüchen. Sämtliche verwendeten Sprüche und Dekore der zeitgenössischen Spruchbecher entsprechen 1:1 antiken Vorbildern und speisen sich aus den Erkenntnissen der Dissertation von Frau Dr. Susanna Künzl. (»Die Trierer Spruchbecherkeramik«, Beiheft 21 der Trierer Zeitschrift, Selbstverlag des Rheinischen Landesmuseum, Trier, 1997)



Ein Tempel für zu Hause



Die Funktion dieses kleinen römischen Architekturgliedes erschließt sich dem Betrachter nicht unmittelbar, da wir über seinen einstigen Kontext nicht unterrichtet sind. Es wurde bei den Ausgrabungen im Vorfeld des Neubaus des Studierendenwohnheims »Haus am Baum« als Streufund aus nachantik umgelagerten Schuttschichten geborgen. Das kleine Säulenfragment mit Kapitellabschluss besteht aus lothringischem Jurakalkstein von der oberen Mosel (französisch Pierre de Savonnières), der schon in römischer Zeit abgebaut wurde. Wegen seiner einheitlich hellen Farbe und der leichten Bearbeitbarkeit wurde er besonders im 1. Jahrhundert zur Herstellung von Skulpturen und Architekturdékorationen verwendet.

Die Säule stand vor einem Reliefgrund und dürfte ehemals in eine Ädikula-Architektur eingebunden gewesen sein. Mit dem lateinischen aedicula, „Tempelchen“, wird eine Gruppe von Kleinmonumenten bezeichnet, deren Gestaltung sich an Tempelbauten orientierte. Ädikulen waren primär zur Aufnahme eines Götterbildes bestimmt. In dieser Funktion konnten sie als Votivdenkmal in einem öffentlichen Heiligtum oder als Kultschrein in einem Privathaus aufgestellt sein. Das vorliegende Säulenfragment wird wohl zur Säulenstellung eines solchen „Miniaturtempels“ gehört haben.



Fragment einer
Miniatursäule
Datierung: 1. Jh.

Trierer Manhattan

Zu Beginn der 1960er Jahre beabsichtigte ein Kölner Bauunternehmer auf dem damals unbebauten Gelände hinter dem Martinsklosters, dort, wo heute »Haus am Baum« steht, ein neungeschossiges Hotel mit einem zusätzlichen Dachaufbau zu errichten, das den Namen »Hotel Grand St. Martin« tragen sollte. Innerhalb der Stadtverwaltung war dieses Vorhaben umstritten, wenn es auch viele Befürworter fand. Das Hochhaus wurde als eine städtebauliche Dominante verstanden, wie sie im Verständnis jener Zeit als überaus profilierend betrachtet und mehrheitlich positiv gesehen wurde. Um die Entscheidung des Stadtrats auf eine fundierte Basis zu stellen, beauftragte man 1965 den Münchener Architekten Sep Ruf mit der Erstellung eines Gutachtens. Ruf, der in Deutschland als Vermittler einer am »Neuen Bauen« orientierten modernen Nachkriegsarchitektur verstanden wurde und sich durch verschiedene prominente Bauten in diesem Bereich ausgewiesen hatte, schätzte den Hotelneubau als städtebaulich vertretbar ein und empfahl seine Realisierung. Die Stadtverwaltung empfahl daraufhin die Erteilung der Baugenehmigung. Erst ein Schreiben des ehemaligen Provinzial- und Landeskonservator Graf Wolff-Metternich, der 1966 Vorsitzender des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz war, an den Minister für Unterricht und Kultur des Landes Rheinland-Pfalz, führte zu einem Sinneswandel. Wolff-Metternich äußerte in seinem Schreiben seine »allergrößte Bestürzung« über die Auswirkungen des geplanten Hotelhochhausbaus »für das Stadtbild der ältesten Kulturstadt nördlich der Alpen« und bescheinigte dem Bauvorhaben eine »verhängnisvolle[...] Absicht«. Mit Bezug auf die »berühmten Darstellungen Merians und anderer namhafter Künstler« nennt er das Stadtpanorama Triers aus westlicher Richtung – mit dem Martinskloster als dessen Teil – eines der »eindrucksvollsten« und »wehrwürdigsten der ganzen Welt«. Er forderte: »Dieses Bild als das wirkungsvollste Werbemittel der Stadt unverdorben zu erhalten, gebieten kategorisch die kulturellen wie die wirtschaftlichen Interessen der Stadt.«



Fotobearbeitung mit Hochhaus-Silhouette
Datierung: 1960 / 1965

Rauchzeichen über dem Biergarten

Mit der Entdeckung und Erforschung der Neuen Welt gelangt der Tabak im 16. Jahrhundert als neues Genussmittel nach Europa. Insbesondere Seeleute auf den großen Handelsrouten tragen dazu bei, den Tabakgenuss allgemein bekannt zu machen. In England und den Niederlanden, den führenden Seefahrernationen der Zeit, etablieren sich seit dem frühen 17. Jahrhundert erste Betriebe, die sich als „Pfeifenbäckereien“ auf die Herstellung von Tonpfeifen spezialisieren. In Deutschland bürgert sich das Tabakrauchen erst etwas später ein und wird seit dem Ende des 17. Jahrhunderts Allgemeingut aller Bevölkerungsschichten. Die Herstellung von Tonpfeifen durch Tabakspfeifenmacher bleibt wegen des hohen Bedarfs kein seltenes Kunsthandwerk, sondern entwickelt sich schnell zur seriell produzierten Massenware. In der Region wird der benötigte weißbrennende „Pfeifenton“ vor allem aus dem Raum Köln-Bonn bezogen. Wegen der Zerbrechlichkeit der dünnen Stiele war die Lebensdauer der Pfeifen in der Regel begrenzt. In archäologischen Siedlungsschichten des 18. und 19. Jahrhunderts sind Pfeifenbruchstücke daher auch sehr zahlreich vertreten. Die hier gezeigten Artefakte traten bei den archäologischen Grabungen am Martinskloster zu Tage und könnten durchaus Hinterlassenschaften von Gästen der historischen Gartenwirtschaft sein. Anhand der Formgestaltung und Dekoration des Pfeifenkopfes, Fabrikationsmarken oder Beischriften lassen sich Rückschlüsse auf das Alter und die Herkunft der Pfeifen ziehen. Während ab der Mitte des 18. Jahrhunderts in den Oberschichten Pfeifen aus Porzellan, Meerscham, Glas oder auch Silber Einzug halten, bleiben Tonpfeifen bis ins frühe 20. Jahrhundert das Rauchutensil des einfachen Mannes.



Tonpfeifen mit
verzierten Köpfen
Datierung: 18. / 19. Jh

Einst Küchenstar und heute Rote Liste: Der Edelkrebs

1.000 Jahre Klostergeschichte bedeuten immer auch 1.000 Jahre Klosterküche in der Trierer Benediktiner-Abtei St. Martin am Moselufer. Was liegt da im wahrsten Wortsinne näher, sich vorzustellen, dass auch die Mönche von St. Martin regelmäßig den Edelkrebs (*Astacus astacus*) in ihrem Speisesaal, dem Refektorium, verspeisten. Was durch die Tatsache, dass das Kloster am 8. Februar 1097 von Erzbischof Egilbert die Nutzungs- und damit sicher auch die Fischereirechte der Mosel geschenkt bekam, begünstigt wurde.

War er doch zum einen eine dankbare Beute, die leicht massenhaft in speziellen Krebskörben zu fangen war und zum anderen dank seiner Klassifizierung als Fastenspeise unbeschränkt genossen werden durfte. Wobei schon im Frühmittelalter belegten Delikatess-Zubereitungen des Panzertiers in Form von „Blancmanger“ oder „Krebs-Schmarrn“ kaum auf fastenmäßige Kasteiung beim Verzehr schließen lassen...

Also wird wohl in so mancher Nacht der zuständige Mönch die lichtscheuen Scherenritter in Scharen in die ufernah platzierten, beköderten Reusen gelockt und am nächsten Mittag seinen Klosterbrüdern daraus ein köstliches Mahl bereitet haben.

Mit dieser Tradition ist es aber seit dem 19. Jahrhundert gänzlich vorbei:

Wegen der seit dieser Zeit in Europa grassierenden Krebspest, gilt es heute als Glücksfall wenn sich überhaupt in kleinen Seitengewässern, die noch nicht vom invasiven Pestüberträger, dem amerikanischen Flusskrebs, besiedelt sind, hier und da vereinzelte Edelkrebsvorkommen finden – so ist der Edelkrebs mittlerweile ein prominenter Vertreter der Roten Liste.



Wer den Pfennig nicht ehrt



Auf dieser Silbermünze, einem Albus oder auch Weißpfennig genannt, ist auf der Vorderseite der Heilige Petrus dargestellt, wie man an seinem Attribut, dem Schlüssel, gut erkennen kann. Petrus ist der Stadtpatron Triers. In der Stadt wurden solche Münzen daher umgangssprachlich auch „Petermännchen“ genannt. Auf der Rückseite befindet sich das Wappen des Kurfürstentums Trier, umrandet von Karl Kaspar von der Leyens Namen und weiteren Abkürzungen (CARL CASP(ar) D(ei) G(ratia) ARCH(iepiscopus) TREV(erensis) P(rinceps) E(lector) AD(ministrator) PR(umiensis) = Carl Caspar (von der Leyen), von Gottes Gnaden Erzbischof von Trier, Kurfürst, Administrator von Prüm). Nach dem Sturz des Trierer Kurfürsten Philipp Christoph von Sötern (1567-1652), der das Kurfürstentum von 1623 an als Erzbischof regierte, war es die Hauptaufgabe seines Nachfolgers, Karl Kasper von der Leyen (1618-1676), das vom Dreißigjährigen Krieg schwer gezeichnete Trier wirtschaftlich wiederaufzubauen und politisch neu zu positionieren. Entgegen der frankreichfreundlichen Politik von Kurfürst Philipp Christoph von Sötern wurde von der Leyen vom Kaiserhaus unterstützt – mehr noch, er erhielt eine offizielle Bestätigung durch den zu dieser Zeit amtierenden Papst. In der Nachfolge Philipp Christoph von Sötterns wurde er 1652 im Beisein des Abts des Martinsklosters zum Bischof von Trier geweiht. Ein großes Anliegen des neuen Kurfürsten war es, Trier in Sachen Verwaltung, Wirtschaft, Sozialstruktur und Bildung wieder zu fördern und nach den Verheerungen der verschiedenen Feldzüge zu neuem Wohlstand zu führen. Erwähnenswert unter seinen verschiedenen Initiativen sind neben der 1668 erfolgten Einführung eines einheitlichen Landrechts für den Kurstaat unter anderem die Errichtung eines Knabenwaisenhauses sowie die Stiftung zahlreicher Stipendien, die auch bürgerlichen Studenten – die ein Interesse an einer kirchlichen Laufbahn verfolgten – eine Reihe von Vorteilen verschafften.



Petermännchen
Karl Kaspar
von der Leyen
Datierung: 1668

„Keine Trennung der einzelnen Etagen nach Geschlechtern“

Die Verantwortlichen Akteure der aufstrebenden Universitätsstadt Trier waren 1973 hoch erfreut über den erfolgreichen Abschluss der umfangreichen Bauarbeiten am Martinsufer in deren Verlauf das Klostergebäude kernsaniert und ein „Appartementhaus für Alleinstehende, Ehepaare mit und ohne Kinder“ errichtet wurde. Auch wenn es einige Kritik an den von 4,5 auf 7,5 Mio DM gestiegenen Baukosten gab, die seinerzeit zu 40 % vom Bund, 40 % vom Land und – heute undenkbar – zu 10% von der Stadt Trier übernommen wurden. Eine Studibude kostete damals zwischen 120 und 130 DM und war „mit Teppichböden gegen Hellhörigkeit“ ausgestattet. Als besonders zeitgemäß galt darüber hinaus, dass es für die Bewohnerinnen und Bewohner dort „keine geregelte Hausordnung und keine Trennung der einzelnen Etagen“ gab, sondern angedacht war, dass „Die jungen Leute sich ihre eigene Disziplin schaffen“ sollten... Für das Freizeitvergnügen standen den MieterInnen und Mietern „zwei Fernseh- und zwei Hobbyräume“ bereit und als besondere Attraktion: „heimittelbar eine Gaststätte“. Der Vorsitzende des bauverantwortlichen Vereins „Studentenwohnheim Trier e.V.“, Prof. Alfred Haverkamp lobte zusammenfassend, „die kaum zu bezweifelnde ästhetische Qualität der Gesamtanlage (...) wie jedermann auf den ersten Blick erkennt“.



Türschilder
Studentenwohnheim
Martins Kloster
Datierung: 1974

Wer rechnen kann, ist klar im Vorteil



Das 18. Jahrhundert brachte für das Martinskloster viele Turbulenzen mit sich. Es wurde zu einem Dreh- und Angelpunkt taktischer Kriegsführung im direkten Umfeld Triers, denn es war aufgrund seiner exponierten Lage in die Befestigungsanlagen der Stadt einbezogen worden. Wissenschaftliche Lehrbücher wie der »Cursus Mathematicus«, in denen die neuesten Erkenntnisse diverser Disziplinen zusammengefasst waren, dienten der Ausbildung von Artillerie- und Pionieroffizieren. Von Algebra über Geometrie bis hin zur Trigonometrie enthielten diese zeitgenössischen Bücher zur angewandten Mathematik die theoretische Grundlage für eine erfolgreiche praktische Kriegsführung, gerade mit Bezug auf Belagerungen von Festungsanlagen und befestigten Städten. Denn nur wer die Grundlagen von Geometrie und Physik beherrschte, wusste wie Kanonen richtig auszurichten waren oder wie viel Gewicht die zum Einsatz kommenden Geschosse haben durften, um weit genug fliegen und gleichzeitig möglichst große Schäden anrichten zu können. Der vorliegende »Cursus mathematicus« erschien 1745 in Wien und Leipzig. Über den Autor, Johann Theobald Bion (nach 1760), ist heute kaum etwas bekannt.





Studierendenwerk Trier
Anstalt des öffentlichen Rechts
Universitätsring 12a, 54296 Trier
www.studiwerk.de